

Illustrierte Frauen-Zeitung

Hest 17. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M.

→ Berlin, 1. September 1894. →

Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M.

XXI. Jahr.

Nachdruck verboten.

Ein reiches Mädchen.

Roman von Moritz von Reichenbach.

(5. Fortsetzung.)

Sie ist so gut von Dir, Herwart, daß Du mich auf das alles außermahm machst, und daß Du überhaupt so freundlich mir nahe trittst; denn je mehr Du dieses Stückchen Erde liebst und schön findest, um so schmerzlicher muß es Dir ja sein, daß — daß ich —."

"Nein, sprich nicht weiter, Dora, ich bitte Dich, und glaube mir, daß ich es Dir, gerade Dir von Herzen gönne, daß Du hier die Herrin bist! Bitte, denke nicht so niedrig von mir, als könnte ich Dich beneiden, im Gegentheil —."

"Ich muß doch immer wieder daran denken, daß Du eigentlich hier der Herr sein solltest!"

"Aber davon ist ja keine Rede mehr! Du bist natürlich durch den Verwandtschaftsgrad viel näher berechtigt, und ich kann es mir nie verzeihen, daß ich Dir die alte Geschichte verriet! Es war unverantwortlich von mir!"

"Nein, es war recht, daß ich es erfuhr. Vielleicht kann ich doch mit der Zeit wieder etwas gut machen."

"Du? Aber Du brauchst mich nur freundlich anzugehen, brauchst mir nur zu gestatten, in Deiner Nähe zu sein, dann machst Du mich schon glücklich und zufrieden!"

"Guter Herwart!"

"Wie lieb das klingt, wenn Du das sagst! Wahrhaftig, Dora, es ist mir, als ob ich ein besserer Mensch würde, wenn ich Dich nur sehe!"

"Ach, ich bin aber selbst gar nicht gut! Da bin ich nun jetzt mit Dir davon gefahren und habe gar nicht an die Frau Oberbergräthin gedacht, die doch gewiß so gern mitgekommen wäre!"

"D, glaube das nur nicht! Die fürchtet sich immer vor Zugluft, und etwas windig ist es ja. Außerdem wäre ihr auch der Wagen zu schlecht gewesen. Aber da sind wir im Walde! Wenn es Dir recht ist, steigen wir aus und gehen den schmalen Pfad dort entlang bis zur Wiese; vielleicht sehen wir siehe."

Er wußte recht gut, daß um diese Stunde wahrscheinlich keine Rehe dort stehen würden; aber Dora folgte ihm bereitwillig, und Herwart bot ihr den Arm und führte sie in den Waldesschatten, aus dem Bereich des Wagens, da ihn der Kutscher störte.

"Wie herrlich duften die Nadelhölzer," rief Dora, "und wie blau sieht der Himmel zwischen all den buntgesärbten Blättern auf uns herab!"

Er nickte. Schweigend gingen sie einige Schritte weiter.

"Weißt Du, was ich eben dachte?" fragte er, plötzlich stehen bleibend.

Sie sah fragend zu ihm auf.

"Ich dachte, das wäre so einer von den Augenblicken, wegen deren es sich lohnt, überhaupt zu leben!"

"O, Herwart, lohnt es sich sonst nicht?"

Er schüttelte den Kopf. "Wenn man so viele trübe Erfahrungen gemacht hat wie ich, so viele Enttäuschungen erlebt und so viele Hoffnungen begraben mußte, da scheint es einem oft, als sei das Leben ein albernes Faßnachtsspiel und verlohne sich nicht der Mühe; aber dann kommt wieder einmal so ein Tag wie heute, wo der Sonnenschein einem in das Herz sieht und man die Hand eines Menschen fassen darf, der so weit über den Alltagsercheinungen steht, daß er einem den Glauben an das Gute und Schöne, den man fast verloren hatte, wiedergibt, und gleich — faßt einen der Menschheit ganze Wonne wieder an und hebt einen über sich selbst hinaus! Doch, was spreche ich da! Du, deren Leben dem stillen Blühen einer Blume gleich, Du weißt nichts von Sturm und innerem Elend."

"Ich habe doch meine Eltern verloren, das Liebste, was ich hatte; und als man sie forttrug, hätte ich mich so gern zu ihnen in das Grab gelegt," sagte sie leise; und mit gesenktem Kopf an seiner Seite hinschreitend, fuhr sie fort: "Ich meine doch, ich kann Dich verstehen,



Holländisches Idyll.

Nach dem Bilde von Joseph Israels. — Siehe Seite 130.

denn Du hast ja auch Dein Liebste auf der Welt verloren. Sage mir, wie das war, als Deine Frau starb. Kam es auch so ganz plötzlich wie bei meinen Eltern?"

"Nein, sie war krank."

"Und Du hast sie sehr, sehr lieb gehabt?"

"Weißt Du denn, wie das ist, wenn man jemand sehr, sehr lieb hat?"

Sie blickte nachdenklich vor sich hin.

"Es muß schön sein," sagte sie innig. "Ich habe meine Eltern ja so lieb gehabt, — aber das zwischen Mann und Frau, das muß doch anders sein. Ich, ich lebe ja noch und kann mich wieder freuen, wie vorhin auf der Fahrt hierher; aber meine Mama ist gestorben, weil sie ohne Papa nicht mehr leben konnte. Sie sagen zwar, es sei dieselbe Krankheit gewesen; allein ich glaube es nicht, denn sie hat es mir einmal vorher gesagt, daß sie Gott bate, sie zugleich mit Papa sterben zu lassen, weil sie die Trennung von ihm nicht ertragen könnte."

Herwart schwieg. Was sollte er auf diese Liebesbetrachtung auch erwidern?

Dora aber war so ganz von ihren Gedanken hingezogen, daß sie fortfuhr: "Ich habe einmal gesehen, wie zwei Wassertropfen auf einem Blumenblatt zusammenrannen. Es war eine einzige Thauperle daraus geworden. So mag es wohl auch zwischen Mann und Frau sein, — sie hören auf, einzeln zu sein, sie sind beide nur noch eins."

Herwart war jetzt mit seiner Tattik ins Klare gekommen.

Er schüttelte den Kopf.

"Es ist nicht immer so, Dora! Du hast ganz recht, so, wie Du es eben sagtest, so müßte es freilich sein, und die Sehnsucht nach einem so vollkommenen Glück liegt wohl auch tief in jedes Menschen Herz; aber die wenigsten erreichen es. Ich zum Beispiel fand es nicht!"

"Nicht?" Sie sah erschrocken zu ihm auf. Er hatte die Stirn in Falten gezogen und blickte düster vor sich hin. Sie wagte nicht, weiter zu fragen.

Da sagte er: "Warum soll ich es nicht aussprechen, Dora? Es ist mir ja doch, als ob Du in meinen Gedanken lebst. Ich habe meine Frau sehr geliebt, aber Du sollst die erste, die einzige sein, der gegenüber ich es zugebe: sie verstand die Liebe nicht so tief und ernst wie ich. Ja, hätte sie Deine Aussicht gehabt, — aber ein solches Glück wäre zu groß gewesen! Sie machte mich eisernechtig, — kanntest Du das begreifen, Dora?"

Dora schüttelte den Kopf.

"Nun, denke Dir, — sie schien manchmal andere mir vorzuziehen. — O, sie hat mich sehr gequält, und wenn ich von meinen Gefühlen sprechen wollte, da fand ich kein Verständniß! Doch vielleicht hätten sich diese Wölken zwischen uns aufgelöst, vielleicht wäre es mit der Zeit besser zwischen uns geworden, — ihr früher Tod machte allem ein Ende, und außer dem Schmerz, sie verloren zu haben, empfand ich den noch schwerer, daß sie von mir gegangen war, ohne daß die Schatten ausgeschlichen worden wären. Ich habe mich nie von diesem Schlag erholt, Dora; aber niemand weiß das, niemand weiß, weshalb ich stets geglaubt habe, mein Herz wäre tot, bis —."

Er glitt mit der Hand über sein Gesicht, seufzte tief auf und blickte plötzlich um sich, als erwache er aus einem Traume.

"Ah, — vergiß, was ich gesagt habe, Dora, verzeih, daß ich mich abermals hinreissen ließ!"

Mit einer Bewegung, der man das Erzwungene ansah, zeigte er auf die Wiese hin, die jetzt vor ihnen lag.

"Hierher wollte ich Dich führen; es ist ein schöner Platz, nicht wahr?"

Dora blickte über die weite grüne Fläche, über deren Grasspitzen weiße, von Thau glänzende Geispinte schleierartig hingen und deren Rand von Baumgruppen mit leuchtenden herbstlichen Laubschattirungen umschlossen wurde. Unter einer mächtigen alten Eiche stand eine Bank aus Birkenstämmen.

Herwart führte Dora dorthin, und sie setzten sich schweigend nebeneinander: Dora ganz erfüllt von dem Gehörten, ohne eigene Willensäußerung ihrem Begleiter folgend, — Herwart scharf beobachtend, halb wirklich hingenommen von Dora's Liebreiz und der ganzen Situation, halb erwägnd und berechnend, wie weit er diese Stunde ausnützen könne, um vornwärts zu kommen, ohne das junge Mädchen zu erschrecken.

Da legte Dora leise ihre Hand auf die seine.

"Ich danke Dir für Dein Vertrauen" sagte sie, "und es tut mir leid, so sehr leid, daß Du so Trauriges erleben mußtest. Aber siehst Du, wie die Sonne alles mit goldinem Licht durchdringt, und wie die Welt so schön ist? Ich meine, das gibt uns die Zuversicht, daß alles Leid sich am Ende in Glück verwandelt."

"Liebe Trostlerin!" Er führte ihre Hand an seine Lippen.

"Sei wird Dir noch einmal viel Freude machen," lieber Herwart.

Er seufzte. "Es ist wohl fehlerhaft von mir, daß ich mir an dem, was das Leben mir bringt, nicht genügen lasse! Aber ich vermag es noch nicht, die tiefe Sehnsucht nach einem volleren Glück, als eine Tochter es zu geben vermag, aus meinem Herzen zu verbannen. Ich dachte freilich schon eine Zeit lang, ich hätte diese Sehnsucht überwunden, — doch, wo zu davon reden? Ich muß mir ja sagen, daß ich einer Frau", — seine Stimme sank zu leisen, innigen Modulationen herab, — "einer Frau, die ich von ganzer Seele lieben würde, nicht die Sorge für erwachsene Kinder aufzubürden dürfte. Uebenhaup lachen die meisten, wenn ein Mann in meinen Jahren noch von tiefer Herzensempfindung spricht, und doch fühle ich mich im Herzen so jung!"

"Du bist ja auch noch nicht alt," fuhr Dora in ihrem tröstenden Tone fort, "und warum sollte eine Frau, die Dich liebt, nicht auch Deine Kinder lieben?"

"Glaubst Du, daß eine Frau, eine junge Frau, das könnte?"

"Gewiß, Herwart!"

"So würdest Du mich nicht dazu verdammen, mich durch die Rücksicht auf diese großen Kinder zurückhalten zu lassen, wenn mein Herz überlaut spräche?"

Sie schüttelte den Kopf.

"Dora, liebe, liebe Dora? Du — Du —." Er hatte ihre Hand ergriffen und preßte sie an seine Lippen.

"Darfst du denn wirklich hoffen? Dora, darfst ich?"

Mit großen verängstigten Augen blickte sie ihn an.

"O Gott, das — das —!"

Er ließ sie nicht ausreden.

"Dora, ich liebe Dich wie ein Wahnsinniger! Du bist mir alles, alles, was ich noch vom Leben hoffe!"

Er wollte sie an sich ziehen, aber mit zitternden Händen machte sie sich los.

"Nein — nein —!"

"Dora, erschreckt meine Leidenschaft Dich denn so sehr? Ach Du ahnst nicht — —."

"Herr von Luckna!"

Er wandte sich mit einer heftigen Bewegung der Richtung zu, von welcher der Ruf gekommen war, und gleich darauf tauchte die Gestalt der Oberbergräthin, vom alten Gottlieb gesolzt, zwischen zwei Fichten-Pyramiden auf.

Herwart verschluckte den Fluch, der sich ihm auf die Lippen drängen wollte; Gottlieb verließwand, ohne daß jemand seinem Grinsen irgend welche Beachtung geschenkt hätte, und die Frau Oberbergräthin kam in ihrem raschelnden schwarzen Seidenkleide, über das sie ein großmaschiges blaues Wolltuch geknüpft hatte, auf das Paar zugeschritten.

"Wie glücklich bin ich, Sie zu finden, liebe Dora!" rief sie mit flötendem Ton. "Ich war etwas beunruhigt Ihre wegen, da ich von Auguste hörte, daß Sie in den leichten Hausschuhen in den Wald gefahren seien. Nasse Füße sind so gefährlich! Und wenn man ohnehin schon ein Kränkles im Hause hat —. Ich habe ein paar andere Schuhe im Wagen mitgebracht, — Gottlieb hatte glücklicher Weise gesehen, nach welcher Richtung dieser böse, liebe Herr von Luckna Sie entführt hatte. Gottlieb hat einen merkwürdigen Instinkt; er sagte gleich, als wir Ihnen Wagen auf der Straße stehen sahen, Sie würden zur Birkenbank gegangen sein; — ein entzückendes Plätzchen übrigens, wirklich entzückend! Und ich bin Ihnen so dankbar, liebe Dora, daß Sie mir erlaubten, ab und zu einmal über die Ponys verfügen zu können, so eine Waldfahrt ist töricht. Ich bin ganz glücklich, daß ich Sie machen konnte, und daß ich Sie so bald fand! Wollen wir noch ein wenig auf diesem himmlischen Plätzchen verweilen?"

"Ich glaube, wir dürfen die Pferde nicht länger stehen lassen," erklärte Herwart ärgerlich. Die Oberbergräthin aber läßt weiter. "Wenn Fräulein Dora einverstanden ist, könnte sie mit mir ja dann im Pony-Wagen zurückfahren; die Ponys warten noch nicht so lange."

"Wollen Sie es so? Soll ich allein zurückfahren?" fragte Herwart Dora mit einer Betonung, die sie vollkommen verstand.

Das Blut brannte noch heiß in ihren Wangen; sie legte ihre Hand auf den Arm der Oberbergräthin, und durch diese Schutzwehr beruhigt, gewann der Wunsch, Herwart nicht wehe zu thun, sofort wieder die Oberhand in ihr.

"Wir haben ja alle drei im Pony-Wagen Platz," sagte sie und erröthete aufs neue unter Herwarts dankbarem Blick. Und, was nach Herwarts Aussprache trennend und störend zwischen ihnen stand, solange sie allein waren, das verband sie nun in Gegenwart der Oberbergräthin zu einer gewissen Gemeinsamkeit, dieser dritten gegenüber. Hatten sie doch ein Geheimnis vor ihr, das sie beide bemüht waren, vor ihren forschenden Blicken zu

verschleiern. Forschend aber blickte Frau Malcolm in der That um sich, als müßten die umgebenden Büsche ihr verrathen können, was zwischen Herwart und Dora gesprochen worden war. Dazwischen erzählte sie, wie sie sich heute entschlossen habe, das Krankenzimmer aufzusuchen, denn man brächte es auf die Länge doch nicht über das Herz, jemand so in nächster Nähe leidend zu wissen, ohne einmal selbst nachzusehen. Und nun folgte eine ausführliche Beschreibung ihres Erschreckens, als sie erfahren habe, daß Dora fort sei. "Denn sehen Sie, liebe Dora, ich habe Sie in der kurzen Zeit unseres Zusammenseins so wahrhaft lieb gewonnen, daß ich mir verantwortlich für Sie vorkomme, wie für eine Tochter. Sie liebes, armes Herz, es ist ja auch zu traurig, in so jungen Jahren ganz allein in der Welt zu stehen."

"Nun, ich denke, wir alle stehen doch um Dora vereint, jederzeit bereit, ihr schützend oder helfend zur Seite zu treten, wenn Sie dergleichen bedürfen oder wünschen jollte."

Die Oberbergräthin ließ Herwart nicht weiter reden.

"Mein theurer Herr von Luckna, Sie sind zu welt erfahren, um nicht zu wissen, daß wir alle uns aber nicht in gleicher Weise eignen, einen solchen Schutz auszuüben! — Liebste Dora, nicht wahr, auch Sie wissen es, jüngere Herren, selbst wenn Sie nicht mehr ganz jung sind, müssen der Welt gegenüber stets vorsichtig sein, sobald es sich um den Schutz einer jungen Dame handelt!"

Unwillkürlich begegneten sich Dora's und Herwarts Blicke.

Gleich darauf sagte Herwart, er wolle bestellen, daß der eine Wagen nach Hause führe; und während er über die Wiese dahin schritt, und Dora zum ersten Mal mit Bewußtsein bemerkte, wie groß und schlank seine Gestalt war, flüsterte die Oberbergräthin: "Sie dürfen es mir nicht übel nehmen, liebste Dora, aber ich muß Sie wirklich ein wenig vor diesem Bester warnen. Sie ahnen ja in Ihrer Unschuld gar nicht, was für ein Leben er hinter sich hat, wie leichtsinnig er in jeder Beziehung ist!"

Herwart war hinter den Fichten verschwunden, und es verletzte Dora, daß er jetzt, wo er sich nicht verteidigen konnte, angegriffen wurde; angegriffen in einem Punkt, über den er sich kurz vorher so rüchhaltlos gegen sie ausgesprochen hatte.

"Es sieht doch manches von weitem ganz anders aus als in der Nähe," sagte sie; "Herwart Luckna hat wohl viel Unglück in seinem Leben gehabt."

"Glauben Sie doch um Gottes willen nicht, was er Ihnen etwa in dieser Beziehung sagt! Er hat sich schlecht gegen seinen Adoptiv-Vater benommen, schlecht gegen seine Kinder, — er ist ein Egoist von der schlimmsten Sorte!"

"Kennen Sie ihn denn so genau?"

"Nun, wenn ich ihn auch nicht persönlich gekannt habe, so ist das alles ja zur Genüge bekannt."

"Und ist in Wahrheit doch vielleicht anders, als man denkt! — Papa sagte immer, man dürfe das Schlechte erst glauben, wenn man gar keine Möglichkeit mehr hätte, etwas Gutes zu entdecken."

"Sie sind wirklich viel, viel zu gut, Herzenskind! Aber gerade darum halte ich es für meine Pflicht, Sie zu warnen. Sehen Sie, es ist im Grunde doch ganz unnatürlich, daß Herr von Luckna jetzt nicht auf sein Posen'sches Gut geht, da er nichts anderes auf der Welt zu thun hat."

"O, das hat er mir erklärt! Er gibt selbst zu, daß er unpraktisch ist, wie er überhaupt seine Fehler gar nicht beschönigt; und deshalb hat er seine Schwester zunächst nach Demskow geschickt, damit sie für ihn sieht und er dann gleich weiß, wie er die Sachen anfassen soll."

"Ach, liebes Kind, das sind ja alles nur Intrigen und Kabinen! Der wahre Kern der Sache ist, daß er es nicht verhindern kann, nicht Herr auf Hellowa zu sein, und da er Sie nicht von hier entfernen kann, so will er Sie, rund heraus gesagt, erobern, um auf diese Weise die verlorene Erbschaft zurückzugewinnen! Es ist alles nichts als ein Exempel, und alle schönen Worte, die er Ihnen macht, bedeuten für ihn nur Zahlen!"

"O nein, nein, sagen Sie das nicht! Jetzt thun Sie ihm Unrecht, wiewohl, glauben Sie mir!"

"Still, da kommt er schon zurück! — Lassen Sie sich um Gottes willen nichts merken! Wenn ich Sie nicht lieb hätte, könnte es mir ja ganz gleich sein! Ich will ja hier nichts für mich; ich bin ja die Einzige in Ihrer Umgebung, die uneigennützig ist, die Einzige, die daher wagt, ganz ehrlich zu sein."

Herwart trat zu den beiden Damen, und wieder begleitete sein Blick dem Dora's mit stummer Frage. Dann wanderten die drei durch den herbstlichen Wald, durch dessen lichter werdende Laubkronen die Sonnenstrahlen allenthalben den moosigen Grund erreichten, auf dem das raschelnde Laub sich jammelte. Dora überwand ihre

anfängliche Besangenheit Herwart gegenüber, weil sie fand, daß man ihm Unrecht gethan hatte, und weil das Bestreben, durch Freundschaft dieses Unrecht wieder gut zu machen, in ihr rege war; und Herwart dachte, während er so neben ihr hinschritt, daß die Oberbergräthin zu den störenden Zwischenfällen seines Lebens gehöre, und daß er seine Zeit ausnützen müsse, da die übrige Verwandtschaft schon dafür sorgen würde, daß sie ihm möglichst knapp zugemessen sei. Während diese Erwägungen ihn unruhig machten, so, daß er mit einer gewissen Nervosität von hundert Dingen durch einander redete, schien Dora immer mehr ins Gleichgewicht zu kommen; und bei der Heimfahrt schwieg sie zwar meist, aber sie blickte mit einem stillen Lächeln vor sich hin, das nichts von inneren Stürmen verriet.

Bor dem Schlosse verabschiedete Herwart sich von den Damen, ging in sein Zimmer, kramte in einigen Briefen und Photographien herum, begann dann einen Brief und warf ihn nach wenigen Minuten unvollendet in ein Schreibsack.

„Was kann es helfen!“ rief er, „hier ist nur schnell etwas zu machen oder gar nicht!“

Kurz entschlossen ging er direct auf Dora's Zimmer zu und klopfte.

Sie befand sich allein.

„Verzeihe, daß ich schon wieder zu Dir komme,“ sagte er, „aber nach dem, was im Walde zwischen uns gesprochen wurde, wirst Du begreifen, daß ich keine Ruhe habe, ehe ich die Entscheidung meines Schicksals ferne. Habe ich Dein Vertrauen ganz verloren, muß ich fort?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Dora!“ er breitete die Arme aus, aber sie wichen tiefe erröthend zurück.

„Nein, so nicht, lieber Herwart! Doch ich habe mir alles überlegt, während wir aus dem Walde zurückfuhren, und —.“

„Sprich, Dora! Sprich, laß mich mein Schicksal kennen!“

„Und ich habe gefunden, daß gar kein Grund vorhanden ist, weshalb Du fort müßtest!“

„Dora, darf ich denn hoffen? Du weißest mein Herz, das sich Dir so stürmisch entgegengträgt, nicht zurück?“

„Weißt Du, lieber Herwart, es ist doch eigentlich gar kein Unglück, wenn Du mich lieb hast! Ich war nur so erschrocken im Walde, weil Du das so sonderbar sagtest, es verwirrte sich alles in meinen Gedanken, ich konnte gar nichts recht verstehen; aber dann, als die Oberbergräthin dazu kam, da wußte ich es plötzlich: es ist gar kein Grund zum Erstaunen da. Wenn Du mich, die ich so jung und unerfahren bin, lieb haben kannst, so ist das sehr gut von Dir, und ich bin Dir sehr dankbar und will Dich auch lieb haben wie einen Bruder. Ich habe ja nie einen gehabt und habe ihn mir immer gewünscht! — Siehst Du, lieber Herwart, daß habe ich mir ausgedacht! Du sollst mein Bruder sein, und es soll so sein, als ob Hellowa Dir auch gehörte. Nicht wahr, so ist alles gut, und Señi behalten wir auch hier!“

Er stand ihr einen Augenblick sprachlos gegenüber. Was war das für eine unsagbar thörichte, lächerliche Situation! Hätte sie nur nicht einen so ernsten Hintergrund gehabt! Und hätte Dora nicht eine nach ihren Begriffen vernünftige Antwort von ihm erwartet, während es ihm auf der Zunge schwante, zu rufen: bist Du denn wirklich noch ein solches Kind, daß Du das für möglich hältst?

„Dora,“ begann er endlich stockend, „was Du mir da sagst, zeugt von Deinem guten Herzen, aber es beweist auch, daß Du mich nicht ganz verstanden hast. Ich liebe Dich, aber nicht wie ein Bruder eine Schwester; ich liebe Dich so, daß ich nicht neben Dir leben kann, wenn Du nicht mein sein willst, mein Liebstes und Höchstes in der Welt, — mein Weib!“

„Nein, nein, Herwart! Ich, ich sollte mich verheirathen? Aber das ist ja ganz unmöglich! Und dann, siehst Du, würden sie sagen, Du hättest Dir Hellowa durch mich zurückerobern wollen; sie sagen das jetzt schon, und ich weiß es doch besser!“

„So laß doch die Leute sagen, was sie wollen; ich frage nach seinem Menschen, wenn Du ja sagst!“

„Nein, Herwart, das geht nicht! Du wirst es schon noch erfahren, was für eine gute Schwester ich sein, wie ich Dich immer verstehen und Dich auch stets vertheidigen werde, wenn andere Dich angreifen! Und nun komm, nun wollen wir zu Señi gehen, die Arme hat heute so viel allein sein müssen!“

Herwart folgte ihr.

„Jetzt bin ich entweder ein Esel oder ein sehr kluger Diplomat,“ sagte er sich; „ich denke aber, ich bin das letztere!“

Am nächsten Tage schrieb ihm Alma: „Herr Löbel

Hriesländer und Herr Fidur Kohn sind hier angekommen und drohen, Beschlag auf die Pferde zu legen, wenn ihre Forderungen nicht beglichen werden!“

Herwarts Entschluß war darauf schnell gefaßt.

Er erklärte Dora, daß er es nicht ertragen könnte, sie täglich zu sehen und sich dabei in brüderlichen Schranken halten zu müssen.

„Vielleicht bin ich vernünftiger, wenn ich Dich eine Zeit lang nicht sehe, Dora! Gib mir für ein paar Tage Urlaub; ich verspreche, erst dann zurückzufahren, wenn ich mich wieder stark genug fühle, Deinen Willen zu erfüllen.“

Nach dieser mit tieftraurigem Ausdruck gesprochenen Abschiedsrede verließ er Hellowa, um seine Geldangelegenheiten zu ordnen; und Dora blieb in gerührter Erregung zurück, verdoppelte ihre liebevolle Fürsorge für Señi und — beschäftigte sich in Gedanken damit, Herwart zu idealisieren.

Herwart kannte die Frauen zu gut, um diesen psychologischen Vorgang nicht in das Bereich seiner Berechnungen zu ziehen.

Er unterstützte ihn durch eine von ihm sofort und sehr lebhaft begonnene Correspondenz, und im übrigen beschäftigte er sich eingehender, als es sonst seine Art war, mit der Ordnung seiner Geldverhältnisse; denn er sagte sich, daß es für seine Pläne nur förderlich sein könne, wenn wenigstens in der nächsten Zeit jeder Eclat vermieden würde.

XIV.

Die October-Ferien waren herangekommen, und die Oberbergräthin hatte ihren großen Plan durchgesetzt; Egmont war nach Hellowa gekommen, um jene hier zu verleben.

Señi, deren Genesung schnellere Fortschritte mache, als der Arzt erwartete, lag auf der Veranda, als die Oberbergräthin mit triumphirender Miene mit ihrem Egmont ankam.

„Wo ist unsere theure junge Schloßherrin?“ flötete sie, als sie Señi allein sah. Diese hob ihren Kopf von dem farbigen Atlaskissen ein wenig empor, und ihre dunklen Augen blitzen unter den wirren Locken, die ihre Stirn bedeckten, Egmont vertraulich schelmisch an.

„Ah, der junge Herr Malcolm! —“

„Guten Tag, Fräulein Señi!“

„Wie, Ihr kennt Euch?“

„Ja, natürlich, Frau Oberbergräthin! Sie hatten Ihren Sohn ja zur Beisezung und Testaments-Öffnung hergeschickt.“

Egmont ärgerte sich über diese Erinnerung, aber er gab Señi im stillen recht. Es war wirklich seine Mutter gewesen, die ihn damals geschickt hatte, und Señi war doch ein gescheides Mädel, daß sie das gleich herausfand. Dieser ersten unwillkürlichen Anerkennung gesellte sich auch noch sofort die zweite hinzu, daß sie nämlich verteuft hübsch geworden wäre in diesen letzten Wochen. In der That hatte das lange Kranksein Señis Haut zarter und weißer gemacht, und wie sie so dasaß, mit dem Hintergrunde des rothen Rüssels, sah sie wirklich hübsch aus.

„Aber wo ist Dora?“ fragte die Oberbergräthin aufs neue.

„Bei den Rosen-Culturen wahrscheinlich,“ meinte nun Señi; „ich kann sie nicht holen, da ich noch nicht gehen darf.“

„Was ist Ihnen denn eigentlich passirt, Fräulein Señi?“

„Ah, nichts weiter! Ich bin nur vor ein paar Wochen mit dem Pferde gestürzt und habe mir beinahe den Hals gebrochen.“

„Das ist ja kolossal schneidig, Fräulein Señi!“

„Wenn ich eine Tochter hätte, ich würde ihr nie erlauben zu reiten. Reiten ist so unweiblich!“ warf Egmonts Mutter ein.

„Wenn Sie einmal auf einem Pferde gelesen hätten, würden Sie schon wissen, daß das einfach himmlisch ist! — Aber da haben Sie ja Ihre Schloßherrin!“

Soeben kam Dora, einen Korb mit frischgeschnittenen Rosen in den Händen tragend, über den schattigen Kiesweg daher. Sie hatte ein weißes Tüch über ihr schwarzes Kleid gelegt, der Strohhut hing an ihrem Arm, und ihr zarter Kopf mit den großen leuchtenden Augen und dem hellen, wie aus Sonnenfäden gesponnenen Haar hatte etwas so wunderbar Liebliches, daß Egmont sie wie eine Märchenercheinung anstarnte. Er lebte in einem Stadium, in dem das Herz jedem hübschen Mädchen gegenüber schneller schlägt; aber jetzt war ihm zu Muthe, als sehe der fröhliche Dreiviertel-Takt, in den Señi's blitzende Augen es gebracht hatten, vor bewundernder Überraschung plötzlich aus.

„Liebe Dora, da ist mein Egmont!“ sagte die Oberbergräthin. „Wir sind Ihnen beide so dankbar, daß er seine Ferien hier, in dem schönen Hellowa, verbringen darf!“

Egmonts Primär-Bewußtsein überwand schließlich das Herzlosen. Es ging doch unmöglich, daß seine Mutter hier für ihn sprach.

„In der That, gnädiges Fräulein, ich bin sehr dankbar —,“ begann er; aber Dora schüttelte den Kopf.

„Rein, es ist wirklich gar kein Grund zu danken! Es ist ja so freundlich von Ihrer lieben Mama, daß sie mir hier Gesellschaft leistet, und da scheint es mir doch selbstverständlich zu sein, daß Sie die Ferien bei ihr zu bringen. Mit uns beiden Mädchen aber werden Sie Sich, fürchte ich, recht langweilen, denn wir können Señi's wegen weder Tennis noch Croquet spielen, — nicht wahr?“ Sie beugte sich über Señi.

„O, gnädiges Fräulein, ich liebe diese Spiele gar nicht so besonders,“ sagte Egmont schnell, damit seine Mutter nicht wieder für ihn reden sollte, „sie sind doch im Grunde genommen recht geistlos!“

„Ja freilich, für einen der Lateinisch kann!“ rief Señi ivy. Dora legte leicht ihre Hand auf Señi's Mund.

„Sage nichts gegen das Lateinische, Señi, es ist eine so schöne Sprache!“

„Kannst Du es denn?“

Dora wurde sehr rot.

„O, nicht viel, natürlich.“

„Wie? Gnädiges Fräulein können Lateinisch? Von so etwas haben unsere deutschen Mädchen keine blassen Ahnung!“

„Doch, doch, denn ich bin ja auch ein deutsches Mädchen! Und daß ich ein wenig davon verstehe, ging so natürlich zu. Meine Eltern wollten nicht, daß ich die Schule besuche; sie unterrichteten mich selbst, und da Papa wünschte, daß ich die guten lateinischen Dichter kennen lernen solle, so lehrte er mir die Sprache!“

„Sie müssen aber ein fabelhaftes Gedächtniß haben, da Sie sie so ohne weiteres intus behalten.“

„Nein, gar nicht. Papa verstand es nur so gut zu lehren! Wenn er Gedichte vorlas, gleichviel ob deutsche, englische oder lateinische, — sang es wie Musik.“

„Und das hast Du von ihm geerbt!“ rief Señi.

„Dora liest so schön vor, sie hat mir schon oft vorgelesen!“

„Aber das wäre ja eine reizende Ferienbeschäftigung,“ meinte die Oberbergräthin; „in der Bibliothek findet sich gewiß etwas Passendes, Die bezauberte Rose oder so etwas.“

Der Diener meldete, daß das Frühstück für den jungen Herrn servirt sei, und die Oberbergräthin, die das gemeinschaftliche Leben von schwärmerischen Gedichten ihren Zwecken sehr förderlich fand, erklärte, sogleich in der Bibliothek umschau halten zu wollen.

Mutter und Sohn verließen die Veranda.

„Was die Alte ansieht, ist gewiß langweilig,“ meinte Señi. „Dies lieber etwas aus Deinen Büchern, Dora; weißt Du, daß vom Wallenstein oder vom Tell, — es überläuft einen so dabei, wenn man's auch manchmal nicht versteht, — aber es flingt so schön!“

„Sie sah eine Weile nachdenklich vor sich hin. Endlich begann sie wieder ganz leise: „Du, Dora, ist es sehr schwer, Lateinisch zu lernen?“

„Ich glaube kaum, Señi, ich habe es nicht gelernt.“

Wiederum Pause. Dann: „Du, Dora, weißt Du, ich habe eigentlich sehr wenig gelernt.“

„O, Señi, Du bist erst vierzehn Jahre alt, Du kannst noch viel nachholen!“

„Aber Du bist sechzehn, und in zwei Jahren lerne ich das nicht alles, was Du weißt!“

„Ich weiß ja so wenig, Señi.“

„Nein, ich habe es schon manchmal gelernt, und heute auch wieder. Du weißt viel; und — und — na, Dir kann man ja so etwas sagen, denn Du lachst nie einen Menschen aus, — ich schäme mich so, daß ich nichts gelernt habe!“

„Das wird nicht so schlimm sein, Señi. Du bist gescheit, Du wirst sehr schnell lernen, was Du nur willst.“

„Ja, Dora, aber ich habe eben nicht gewollt! Der Lehrer kam zwar alle Tage zu mir, — aber immer nachmittags, denn er war Schulamts-Candidat, und früh hatte er seine Schule zu halten. Und nachmittags lernt es sich so schlecht! Zuerst ging es freilich furchtbar gut, und er lobte mich, daß er sich gar nicht zu fassen wußte; aber nachher wurde es mir langweilig, und da habe ich ihn so viel geärgert, daß er seit den großen Ferien überhaupt nicht mehr gekommen ist.“ Sie sah zweifelnd zu Dora auf. „Was soll man da machen, Dora?“

„Ich will es mir überlegen, Señi.“

Señi nickte ihr zu.

„Ja, denke Dir etwas aus; bei Dir weiß ich schon, es wird das Richtige sein! Die anderen sind dummkopf und schlecht!“

„Señi, Du hast mir doch versprochen, so böse Dinge nicht mehr zu sagen! Halte Dein Versprechen doch! Ja, versprich mir, dergleichen selbst nicht mehr zu denken!“

Seßt samm nach. „Ich glaube, das kann ich nicht.“ sagte sie endlich, „denn wenn ich es so sehe, muß ich es doch denken.“

„Ja, wenn Du richtig sahest! Doch glaube mir, — ich weiß nicht, wie das in Dich gekommen ist, — Du siehst verkehrt! Warum kannst Du zum Beispiel die Oberbergräthin nicht leiden?“

„Die? O, die flötet immer so, und sie ist falsch!“

„Woher weißt Du, daß sie falsch ist?“

„Weil — weil, — ja, sieh' mal, sie flötet doch immer so!“

„Das ist eine Eigenthümlichkeit ihrer Stimme, für die kann sie nichts. Und ich bin ihr sehr zu Dank verpflichtet, Seßt, denn wir wären doch schrecklich einsam, wenn sie nicht hier wäre; es ist rührend gut von ihr, daß sie kam, um mir zur Seite zu stehen.“

„Ah, die alte Käse will irgend etwas!“

„Du siehst ja, daß sie gar nichts will, als mir helfen! Sie sagt, ich wäre noch zu jung, um ganz allein oder nur mit Dir hier zu sein, und da hat sie wohl recht. Es ist also durchaus kein Grund vorhanden, sie für falsch zu halten, und wenn Du mich lieb hast, thust Du das auch nicht mehr! Und Du hast mich doch lieb?“

Seßt schlängt die Arme um ihren Hals.

„O, Du! Ich will's versuchen, so zu denken, wie Du es haben willst! Aber nun mußt Du mir noch eins sagen: Wie gefällt Dir der Herr Egmont?“

„Gut, denke ich! Warum fragst Du, Seßt?“

„Ich, — ich weiß nicht, ob er mir gefällt, Dora.“

„Was haft Du gegen ihn?“

„Das weiß ich eben nicht, — aber ich habe etwas!“

Der „Herr Egmont“ machte indessen an sich die Wahrnehmung, daß er sehr zerstreut sei. Er saß vor dem reich gedeckten Frühstückstisch, zerkrümmele ein Stück Brod und dachte darüber nach, was er den beiden Mädchen sagen würde, wenn er zu ihnen zurückkehre. Dann begann er, ganz in Gedanken, zuzuhören und einen guten Theil des Frühstückstisches abzuräumen, — nur aus Gewohnheit, denn Appetit hatte er nach dieser höchst merkwürdigen Begegnung nicht, — keine Spur!

(Fortsetzung folgt.)

Rachdruck verboten.

Pflücket die Rosen . . . !

Novelle von A. Freund.

(Fortsetzung.)

Sie beiden Geschwister von Ebersberg wohnten seit einigen Jahren in der Stadt X., wo Heinrich eine Anstellung als Assessor gefunden. Nach ungewöhnlich frühzeitiger Beendigung der Studien hatte er, seiner großen Fähigkeiten wegen, die zufällig erledigte Stelle erhalten; seine Schwester war dann mit der alten Tante zu ihm übergesiedelt. Die Geschwister führten ein einfaches, sehr zurückgezogenes Leben; nur seiner Stellung wegen mußte Heinrich einige Geselligkeit mitmachen. Bei solchen Gelegenheiten hatte er die Tochter des Obersten Stein kennen gelernt und eine tiefe Neigung zu ihr gespürt.

Man hätte glauben sollen, daß der Oberst es für angemessen gefunden haben würde, seiner Tochter das Vergnügen des Tanzes und der sonstigen Unterhaltungen der Jugend zu verbieten; doch dem war nicht so. Der alte Herr wußte, was er seinem lange schuldig sei, und ihm graute vor dem Gedanken, daß sein Mädel jippen bleibe. Ob sie wollte oder nicht, Eva mußte bei allen geselligen Vergnügungen seines Kreises erscheinen, und er fügte nicht an Mitteln für ihre Toilette. Nur wählte er selbst die Stoffe, von denen Eva sich eine reiche Auswahl ins Haus schicken lassen mußte; er bestimmte Art und Farbe der Bänder und Blumen. Wenn Eva trotzdem hübsch aussah, so verdankte sie das ihrer blühenden Jugend und die und da einem reitenden pflanzten Einfall der Schneiderin, die die schlimmsten Gegenseiter verjöhnte.

Seit jenem Besuch Maria's bei Eichen Stein waren mehrere Wochen verstrichen. Erstere hatte des Obersten Haus nicht wieder betreten. Dagegen fand das junge Mädchen sich immer häufiger bei ihr ein. Zum ersten Male war der Vater nachsichtig. Allerdings war Eva stets auf die anbefohlene Minute zu Hause, denn sonst gab es Sturm. An den Abenden aber, wo der Oberst im Club war, durfte sie ganz bei Ebersberg bleiben. Dann hielt man zuerst eine häfliche Dämmerstunde, während deren die alte Tante schlief und Eichen sich in der dunklen Sophia-Ecke an Maria schmiegte. Wenig wurde da geplaudert; von den kindlichen Liebkeiten und allen den sonstigen kleinen Thorheiten sehr junger Mädchen wußte Eichen's unbürtiges, einsames Kinderherz nichts, und von dem, was ihr Leben drückte, schwieg sie selbst hier. Maria verstand und ehrt das. Sie fühlte, daß das junge Mädchen mit all den reinen

Gluth ihrer achtzehn Jahre an ihr, der älteren Freundin, hing. „Es ist gefährlich,“ hatte Tante Maria einmal in der bedächtig klingenden Weise alter Leute gesagt, „sie ist heißblütig wie ihr Vater, sie konzentriert all ihr leidenschaftliches Empfinden auf Dich, — für Heinrich bleibt nichts übrig.“ „Läßt mir diese Freude,“ hatte Maria darauf gebeten, „und läßt sie ihren Weg suchen; sie findet den, der für sie paßt, dessen bin ich sicher!“ Manchmal fiel jenes Wort ihr ein, wenn Eichen in der Dämmerung neben ihr saß und den Kopf an ihre Schulter lehnte; doch sie lächelte nur. Eichen aber empfand mit unendlichem Behagen den tiefen Frieden, der um sie herrschte. Ihr that es schon so wohl, ein paar Stunden lang des ewigen Horchens auf einen barischen Ruf entzogen zu sein. Ein Heimweh nach der frühverstorbenen Mutter durchzog dann ihre Brust und zugleich doch ein Gefühl der Ruhe und gestillter Sehnsucht. In solch einem Augenblick überwallender Empfindung war es einst, daß ihr ein Wort entfuhr, das Maria durchzuckte; es beleuchtete mit plötzlicher Schärfe jene Falten der Seele, die Eichen sonst sorgfältig verhüllte.

hatte ein helles Roth der Freude das schöne Gesicht Heinrichs überzogen, und ein dankbarer Blick hatte das unbefangen drein schauende Auge der Schwester gerichtet. Eichen aber verlor die mädchenhafte Verlegenheit, mit der sie anfänglich Heinrich von Ebersberg in seinem eigenen Hause begegnete, im Kreise dieser einfachen und doch so zartfühlenden Menschen bald. Voll entwidmete sich hier, wo sein Drud sie brachte, ihr jugendlicher Frohsinn. Sie plauderte und lachte und freute sich, wenn es ihr gelungen war, auch auf das weisse Gesicht der guten Tante, die bald eine besondere Schwäche für sie zeigte, ein Lachen zu zaubern. Heinrich hatte ein nachsichtiges Lächeln für alle Tollheiten, mit denen sie sich sogar an seinen Männer-Ernst heranwagte. Er selbst besaß eine überaus liebenswürdige Gabe zu erzählen. Schlicht und gemüthvoll, dabei außerordentlich lebendig sang aus seinem Munde die Rede. Aber es kam doch vor, daß Eichen mitten darunter ein ganz leichtes Gähnen unterdrückte oder ängstlich nach der Uhr sah, mit deren leichten Schläge der neunten Stunde Johann erschien, um das gnädige Fräulein abzuholen.

Maria hatte geglaubt, die ruhige Weise Heinrichs müsse in Eichen den Gedanken weden, daß nicht alle Männer vom Schlage ihres Vaters seien, — müsse auf sie einen tiefen und gewinnenden Eindruck machen. Aber: „Ihr Bruder ist so gut!“ war alles, was Maria je von Eichens Lippen hierüber vernahm, nachdem letztere einige Male sein rücksichtsvolles Benehmen gegen Tante und Schwester mit angeschaut hatte. Im übrigen schien sie den Anhalt ihrer ersten Unterredung mit Maria vollständig vergessen zu haben; sie behandelte den Assessor zutraulich wie einen guten Kameraden. Und letzterer war viel zu feinfühlend, um, seit Eva sein Haus betrat, sie innerhalb dessen auch nur durch einen Blick an seine Wünsche zu erinnern. Maria gedachte jetzt manchmal mit leiser Sorge der Mahnung der alten Tante.

Zum ersten Male wieder am dritten Ort sah Eichen den jungen Mann, als sie ihren Vater auf einem Gang durch die Stadt begleiten mußte und sie ihm zufällig begegneten. Er ging neben dem Rollwagen der alten Tante, den ein kräftiges Dienstmädchen in der bekannten Straße daherschob, und bemühte sich sichtlich, seinen Schritt der langsame Bewegung des Wagens anzupassen. Eva durfte nur im Vorübergehen grüßen. Die alte Frau nickte freundlich hinter ihrem weiten altmodischen Schleier; in Heinrichs Blick und Begegnung aber lag ein Etwa, das Eva plötzlich an die ursprüngliche Ursache der neuen Freundschaft, in der sie so viel Reiz fand, erinnerte. Sie seufzte und machte schnell zwei lange Schritte, beinahe wäre sie um eine Degenlänge hinter dem Papa zurückgeblieben.

„Wer war der junge fremde Mensch, der sich da unterstanden hat, Dich zu grüßen?“

„Der Assessor von Ebersberg.“

„So, so.“ Der Oberst brummte etwas in den Bart.

„Uebrigens, da fällt mir ein, — Eva, macht Dir Lieutenant Dennewitz nicht doch den Hof?“

„Ich habe nichts gemerkt.“

„Du bist am Ende zu dumm, es zu merken.“

„Das kann sein.“

Der Oberst lachte gutmütig.

„Es muß doch 'was dran sein, denn ich habe sogar schon Anspielungen im Club gehört.“

„So?“ meinte Eva salbflütig.

„Hör 'mal, Eichen, gefällt er Dir?“

„Nein, Papa.“

„Nun, wie Du weißt, mir auch gerade nicht. Aber ein Mädchen wie Du darf nicht so wählerisch sein; mit Deinem Wackelpuppenkopf und Deinem geringen Talent zur Haushaltung mußt Du froh sein, wenn irgend ein ordentlicher Kerl Dich nimmt! Verstanden?“

„Ja wohl.“

„Der Dennewitz hat, wie ich höre, nicht gar zu viele Schulden, und seine Familie ist sehr reich. Er ist der einzige Sohn; das alte Rittergut ist allein seine paarmal Hunderttausend wert.“

Der Oberst kreuzte die Hände nach seiner Gewohnheit, auch auf der Straße, unbekümmert hinter dem Rücken und beschleunigte sein Marsch-Tempo. Eichen hatte Mühe zu folgen.

„Aber Papa,“ fragte sie, „ist denn das Geld etwas so Wesentliches? Das Glück, mein Glück wenigstens, hängt davon nicht ab.“

„Was plappert der Grünchnabel da? Hast Du etwa heimlich Romane gelesen? Was für rasonwidrige Begriffe in dem Kindskopf! Als ob der überhaupt schon Begriffe hätte. Himmelssapperment!“

Die Vorübergehenden blickten dem Paare nach. Eichen wußte nicht, ob sie rechts oder links, geradeaus oder zu Boden schauen sollte; sie war blutroth.

„Gib acht, Du trittst in eine Pfütze! — Du hast wohl eine sentimentale Vorliebe für charaktervolle arme Schlueter gefaßt? Hat am Ende gar so ein Bettelmann von Zeichen- oder Musikhörer —.“

Ein Blick in das klare Auge seines Kindes ließ ihn den Rest dieses Satzes verschluden.

Aufrechtig und brav war seine Eva!

Aber die Hände lösend und heftig beim Weiterstreiten mit dem Stock aufstoßend, fuhr er fort: „Die Tochter des Obersten Stein ist selbst kein Bettelkind und hat auf Rang und Vermögen zu sehen. Ich will nicht gerade sagen, daß es der Dennewitz sein muß; aber, das versteht sich, daß, wenn ich von einem sage: „Den nimmst Du! Du ihn nimmst. Verstanden?“

Eva blieb auf. Die Straße war gerade ziemlich menschenleer.

„Ja, Papa,“ stieß sie hervor, „aber thun werde ich es nicht!“ Sprachlos schaute Oberst Stein seine Tochter an. Den Zug von Festigkeit, der Maria damals aufgefallen, bemerkte jetzt auch er. Dieser trat mit Schärfe hervor. Der Blick, der dem seinen begegnete, war fast hart; es lag etwas darin von der verzweifelten Feindseligkeit eines kleinen Thieres, das sich zur Wehr gegen die Übermacht des Menschen rüttet.



Ignus Sorma

als „Wildes Küchlein“ in der „Bezähmten Widderpension“. Siehe Seite 134.

Nach einer Photographie von E. Bieber, K. Mayer, Hof-Photograph, Berlin.

„Haben Sie meine Mutter gekannt, Fräulein Maria?“

„Nicht persönlich, doch ich erinnere mich ihrer ziemlich genau.“

„Nicht wahr, mein Vater hat sie entsetzlich gequält?“ fragte Eva hastig und voll Bitterkeit.

„Um Gottes willen, Eva! Ihr Vater hat Ihre Mutter sehr geliebt und sie auf Händen getragen. Manche Rauhheiten,“ fuhr sie stockend fort, „hat er sich erst angewöhnt, seit — seit er ja allein lebt. — Eichen! Lieben Sie Ihren Vater nicht?“

„Ich bete ihn an! Aber —.“

Eine schwere Hand legte auf ihren Arm.

„Es war gut, daß die Dämmerung weit vorgeschritten war; so nah Eva nicht, daß Maria den Kopf schüttelte und leise an den Augen wischte.

Gewöhnlich aber verließ das Plauderstündchen sehr harmlos; und wenn die Uhr rasselnd sechs schlug und die Tante den nickenden Kopf erhob, stand Maria auf und zündete die große Lampe an, die in der Mitte des Zimmers über dem schweren Echtholz von der Decke herabhängt. Dann erschien zuweilen auch Herr von Ebersberg; man nahm gemeinsam das einfache Abendessen ein, und nach diesem wurde der Tante zu liebe ein Spielchen Tarot gemacht, in dessen Geheimnisse Eichen bald eingeweiht war. Darauf aber auch schon die Tante das Spiel Karten beiseite und sprach: „Kinder, plaudert! Ich höre gern zu.“ Und dann wurde es erst recht gemütlich.

Als Maria ihrem Bruder mitgeteilte, daß sie Fräulein Stein aufgefordert habe, sie zu besuchen, und daß diese gewiß solchem Wunsche Folge leisten werde, weil sie, — die beiden Mädchen, — eine lebhafte Zuneigung für einander gefaßt, da-



Sommer-Colonien an der Ober Spree.
Zeichnungen von Paul Colanus. — Siehe Seite 136.

Zum ersten Male dämmerte in dem Obersten die Ahnung auf, daß sein Kind einen Zug von seiner eigenen Art besitzen könnte.

Zum Glück für Eva waren sie eben gerade am Eingange eines Weinhauses, in dem er viel verkehrte, angelangt. Ein Bekannter kam des Weges daher und zog ihn mit hinein. „Nach, daß Du heimkommst!“ herrschte er Eva zu, und mit einem Gefühl der Befriedigung eilte sie nach Hause.

Der Oberst berührte dieses Thema nicht wieder. Evchen hatte sich umsonst vor der Wiederaufnahme gefürchtet. Auch von ihrem Verkehr mit Ebersbergs sprach er nie, bis er eines Tages, als sie von dort zurückkam, in seinem barschesten Tone anfing: „Wo wohnen die Leute?“

„In der Wilhelmstraße.“

Der Oberst machte ein erstauntes Gesicht. „Wie hast Du übrigens das Fräulein kennen gelernt, Papa?“ fragte Eva plötzlich neugierig. Sie erschrak, als die Worte heraus waren, — unnöige Fragen standen durchaus nicht auf dem Erziehungs-Programme des Obersten. Diese schien ihm indessen nicht ungelegen zu kommen. Sein durchdringendes Auge ruhte beschleidend auf Eva, als er antwortete: „Vor zehn Jahren stand unter Regiments in demselben Orte, vor dem das Gut der Ebersbergs lag. Die Offiziere verkehrten dort sehr häufig, denn die alten Ebersbergs machten ein großes Haus. Es war eine der angesehensten und reichsten Familien der ganzen Gegend.“

„Jetzt sind sie aber gewiß nicht mehr sehr reich, Papa.“

Der letztere zögerte einen Augenblick, dann fragte er: „Wie wohnen sie? Anständig? Parure?“

„Nicht gerade elegant, aber sehr anständig, Papa,“ beeilte sich Eva zu sagen. Sie fürchtete plötzlich, der Vater könne ihr den Umgang mit den lieben Leuten verbieten. Der Oberst drehte schweigend seinen Schnurrbart. Es machte ihm offensichtliche Gedanken, die Ebersberg nicht mehr reich zu wissen; Evchen war ihm im stillen dankbar, daß er diesen Umstand nicht weiter beprobt.

Wenige Tage darauf veranstaltete die Gesellschaft, der auch der Oberst angehörte, ein großes Gartenfest.

Evchen freute sich diesmal wirklich aus das Vergnügen, was sonst der leidigen vorausgehenden Tolletten-Angelegenheiten halber selten der Fall war. Sie freute sich, weil Maria ihren und Heinrichs unablässigen Bitten, mitzugehen, nachgegeben hatte.

Das Fest war in vollem Gange. In einem großen, schön dekorierten Gartenzaale gab sich die Jugend dem Vergnügen des Tanzes hin, während die Älteren beim Whist in den Seitengemächern saßen oder draußen in dem parkähnlichen Garten promenierten.

Maria nahm wenig am Tanzetheil, obgleich sie in dem blaublauen Sommerkleide, eine Theeroe hinter dem kleinen Ohr im dunklen Haare, sehr jugendlich aussah. Ihre vornehme Schönheit fand mehr Bewunderer, als manche anspruchsvolle Jungfräulein Erscheinung.

Eva und Heinrich hatten sie draußen auf einer Gartenbank im Gespräch mit einer älteren Dame zurückgelassen, als beide zusammen zum Tanz antraten.

Heinrichs Arm umspann nur mit scheuer Zartheit die blühende Gestalt seiner Tänzerin. Doch Eva fühlte, daß seine Blüte unverwandt auf ihren gekrempelten Lippen ruhten. Ihre frühere Unbefangenheit war dahin. „Warum ist er nicht mein Bruder,“ dachte sie, „ich könnte ihn so lieb haben!“ Ihre Pulse schlugen ruhig; sie hatte ein so rückhaltloses schwesternliches Vertrauen zu ihm. Aber mit Bangen empfand sie, wie es in ihm wogte und glühte. Der Blick, mit dem er sich dann nach Beendigung des Tanzes von ihr verabschiedete, hatte etwas tiefe Trauriges; sie hatten keine zehn Worte mit einander gesprochen.

Der nächste Tanz war von Evchen an den Lieutenant von Dennewitz vergeben. Ungeduldig, fast unartig hatte dieser schon hinter dem Assessor gewartet. In lühner Schwungwirbelte er jetzt Evchen im Tanze umher, in den kurzen Ruhepausen sie nach Kräften unterhaltend. Als er nach Abbruch des wilden Tanzes sich zurückgezogen hatte, fühlte Eva das Bedürfnis nach frischer Lust. Hastig, ehe ein neuer Tänzer sie engagieren konnte, eilte sie hinaus, im Vorübergehen durch die offenen Thüren in die Seitengemächer spähend, ob ihr Vater beschäftigt sei. Sie erblickte ihn nirgends und schlüpfte, tief aufatmend, hinaus in den Park. Indem sie den menschenleeren Wegen folgte, gelangte sie endlich an einen kleinen Pavillon, dessen offene Pforte in das kühle Innere lud. Sie trat ein, — der Raum war leer, — und ließ sich auf einem Polster nieder, die Lüft mit dem Rücken gegen die erhitzte Stirn wehend.

Da hörte sie dicht bei ihrem Ohr ein Geräusch von Schritten. Sie drehte den Kopf; es mußte draußen sein, der Kies knirschte leise. Als sie durch das Laub der wilden Weben, das die Fensteröffnung fast ganz verhüllte, hinauslugte, erblickte sie die stramme Gestalt ihres Vaters, und scheu fuhr sie zurück. Doch er sprach, — er kannte sie doch nicht gesehen haben? Nein, er sprach nicht zu ihr. Diesen Ton hatte sie noch nie gehört!

Mit wem sprach er ja? „Horch, es antwortet!“ „Ist das nicht? Ja, wahrlich, das ist Maria's Stimme!“ — Der Laut entfernt sich nicht, — Eva verharret an ihrem Platze. Maria geht sich auf die Bank unter dem Fenster, und der Oberst bleibt vor ihr stehen, unbeweglich. — Eva sieht immerfort seine Schulter und das Knopfloch mit dem rothen Ordensband.

„Wir sind allein,“ hört sie ihren Vater sagen.

Was kann ihr Vater mit Maria von Ebersberg zu sprechen haben?

Eine plötzliche Angst durchfährt sie, unklare Gedanken schießen durchs Gehirn. Sie will hinaustürzen, doch sie kann nicht hinweg, ohne an beiden vorüber zu eilen, — eine peinliche, unerklärliche Scham hält sie zurück.

„Wieder hört sie ihren Vater.“

„Antworten Sie, Fräulein Maria!“

„Erlassen Sie es mir, — es war thöricht von mir, Ihnen überhaupt diese Unterredung zu gewähren!“ flüsterte Maria's sanfte Stimme.

„Antworten Sie, — ich bitte!“

Was das wirklich ihr Vater?

Athenslos lauschte sie auf die Antwort.

„Ich konnte nicht!“

„Warum? Aus Abneigung?“

„Nein!“

„Ach denn, warum? Sprechen Sie, Fräulein Maria. Ich habe ein Recht, nach den Gründen zu fragen, Sie endlich zu erfahren, die Sie mir damals versteckt haben.“

Illustrierte Frauen-Zeitung.

XXI. Jahrg. Heft 17.

Eine Weile war es still, dann antwortete Maria: „Ich habe eine traurige Kindheit gehabt, trotz alles Reichtums, mit dem Sie uns umgeben sahen, Herr Oberst. Ich hatte eine Stiefmutter, und ich habe viel, sehr viel durch sie gelitten; — ich hörte sie. Und ich hörte — und fürchtete alle ähnlichen unmoralischen Familien-Verhältnisse.“

„Aber Fräulein Maria —!“

„Tadeln Sie mich, wenn Sie wollen, doch widersprechen Sie mir nicht,“ bat Maria; „der Mensch trägt sein Sittengefängnis in seiner eigenen Brust.“ — Sie hatten ein Kindchen, Herr Oberst!

Die Lautscherin drückte die Stirne tief in die Polster.

„Ich konnte mich nicht entschließen, selbst Stiefmutter zu heißen.“

„Seien Sie gerecht gegen Sich, Fräulein Maria!“ rief der Oberst fast heftig. „Sie könnten Sich nicht entschließen, dem unehelichen Kind etwas aufzudrängen, was Ihnen drückend erschien. Doch Sie hatten wenig Selbstkenntniß oder Selbstvertrauen, Sie bedachten nicht, daß Sie, Fräulein Maria, eben keine Stiefmutter geworden wären.“

„Wir wissen es nicht.“

„Ja, wir wissen es!“ entgegnete er mit mühsam unterdrückter Erregung. „Und lassen Sie Sich sagen, daß Sie —.“

„Doch ich unrecht gehandelt habe,“ ergänzte Maria. „Das wollen Sie sagen! Ja, war es unrecht? Das ist die Frage, die mir vorliegt, seit ich Evchen kenne, seit ich weiß, wie sie erzogen wurde. Ich habe gelitten durch diese Frage, Herr Oberst! Doch damals, mit meinen zwanzig Jahren, glaubte ich recht zu thun; ich glaubte, edel zu handeln, wenn ich das Opfer der Enttagung brachte.“

„Der Enttagung? Maria! So war es wirklich ein — Opfer?“

Evchen blickte hilflos umher. Ihre Hände klammerten sich an die Lehne der Bank, all ihre Seelenträume konzentrierten sich im Gehör; — sie vernahm Maria's Athemzüge.

„Maria! Noch ist es nicht zu spät, das Unrecht gut zu machen! —“

Evchen's Herz schlug bis zum Halse.

„Kein Wort weiter, Herr Oberst, ich bitte!“

Maria's Stimme klang verschleiert; Evchen sah das hellblaue Kleid durch die Lüsen des Zweiggeflechtes schimmern, die Freundin mußte sich erhoben haben.

„Es ist zu spät!“

Evchen hörte nichts weiter. Für einige Augenblicke war ihr das klare Bewußtsein der Gegenwart völlig benommen. Als es zurückkehrte und sie sich bewußt, fiel ihr erster Blick nach dem Fenster. Der klare Himmel schaute zwischen den Blättern hindurch; da draußen stand niemand mehr. Sie vernahm auch nichts mehr.

„Doch ja, horch! Was für ein Ton?“

Leise, ganz leise bog Evchen die Ranken aus einander. Dicht unter ihr lag Maria's Haupt an die Mauer des Pavillons zurückgelehnt; sie sah die Thränen, denen Maria nicht wehrte, langsam herunterrollen.

Evchen hätte ausschreien, hinuntereilen mögen, zu Maria's Füßen sinken, um schützend das Haupt in ihrem Schoße zu bergen. Doch sie wagte nicht, sich zu rühren, und lautlos zog sie den Kopf zurück, als Maria jetzt aufstand, ihre hohe schlanke Gestalt emporrichtete und davonstrahlte nach dem Theile des Gartens, wo die Gesellschaft sich befand.

Überwältigt von dem Erleben, blieb Eva zurück. Sie preßte die Hände auf die siebenjährigen Schläfen. Wie war ihr Maria so liebenswert erschienen!

„Um meinetwillen!“ murmelte sie. „Um meinetwillen!“ Sie empfand einen heftigen Schmerz bei dem Gedanken. „Dein ganzes Lebensglück, Maria! Welch eine furchtbare Dankeskünd' hast Du auf mich geladen! Wie soll ich sie abtragen? Was kann ich je Dir Liebes thun?“

„Da durchdringt ein Gedanke ihr das Herz.“

„Das ist ja ihr Herzenewunsch, — dessen Erfüllung steht in meiner Hand!“

Sie dachte eine Weile nach; dann, gestärkt durch einen plötzlichen Entschluß, trat sie hinaus in den Garten, im selben Augenblick, in welchem sie von fern Heinrich und Maria sichend kommen sah. Rasch schlug sie einen Seitenpfad ein und wußte ihnen weitab vom Pavillon zu begegnen. —

Das Fest nahte seinem Ende. Eva war immer fröhlicher geworden, ihre Wangen glühten, laut sang Söhr und Lachen von ihren Lippen; es war, als wolle sie das Vergnügen ausspielen bis zur Neige.

Der Oberst erhob keine Einprache; er lehnte an einem Seitenposten und schaute in das bunte Wirbeln der Paare. Eva tanzte zum zweiten oder dritten Male mit Herrn von Ebersberg; sie war geprägt, und leicht gelang es ihr, auch ihn zu erheitern. In treuerziger Glückseligkeit schaute er sie an, als er mit ihr durch den Saal promenirte; sie verstand nicht, was er sprach, die Paulen schmetterten nur so drein.

Man brach auf.

Maria suchte noch einen Augenblick neben Eva zu gelangen.

„Haben Sie Sich amüsiert, Evchen?“ fragte sie und strich ihr zärtlich über die erhitzten Wangen.

„Ja, und,“ läuterte sie fast unhörbar ihr ins Ohr, „und, Maria, glauben Sie, daß Ihr Bruder mich noch — mich wirklich ein wenig gern hat?“

Über und über erröthend, entzog sie sich den Armen der freundlichen Ueberredten.

Zwei Tage darauf war Evchen die Braut Heinrichs von Ebersberg. —

Als der Oberst seiner Tochter mitgetheilt hatte, daß der Assessor bei ihm erschienen sei, und um ihre Hand angehalten habe, war er höchst in Erstaunen gerathen. Evchen hatte schweigend alles mit angehört; keine Worte hatte ihm gezeigt, ob ihr dieser Auftrag gelegen oder ungelegen komme. Zwar war er dies summe Hinnehmen gewöhnt, aber dieses Mal kam es ihm doch überrauschen.

„Ich habe für gut befunden, ihm Deine Hand zuzusagen,“ schloß er ziemlich gereizt. „It's Dir bald gefällig, ein Wort zu äußern? Ich dachte, das ginge Dich doch auch ein wenig an. Soll ich ihn etwa heirathen?“

„Nein, Papa,“ erwiderte Evchen jetzt lächelnd, „das will ich schon selbst ihm.“

„So — ? Weißt Du aber auch, daß er tatsächlich ein armer Schlucker ist? Daß der Alte alles Vermögen durchgebracht hat? Daß Ihr von seinem Gehalte leben müßt? Denn einen jährlichen Zuschuß meinerseits hat er bestimmt zurückgewiesen.“

„Jetzt erröthete Eva leicht.“

„Das alles konnte ich mir denken.“

„Und Du willst ihn trotzdem nehmen?“

„Ja, Du hast es ja beföhlt, Papa,“ meinte sie mit einem kaum wahrnehmbaren Zug von Schmerz um die Lippen.

„Allerdings! Ich habe die Sache genau mit ihm durchgesprochen und sie überlegt. Du aber könnest doch auch ein bißchen mehr Überlegung beweisen. Höre, Eva,“ und er setzte sich gemütlich neben sie auf einen Stuhl, sodass sie ganz verwundert aufschauten; der Papa hatte überhaupt keine ein so sonderbares Wesen. „Höre, Eva, Du bist eigentlich noch der reinste Kindskopf. Ein unfreihändiger Geschöpf trägt die Erde nicht. Und das will heirathen!“

„Hast Du je geprüft, ob ich nicht selbstständig zu handeln vermöge?“ gab Eva zurück, die legte Bewertung überhörend.

„Ei, ei, sich mal an! Der erste wirkliche Heirathsantrag hebt Dir ja gewaltig das Selbstgefühl!“ spottete der Oberst. Er bemerkte sehr wohl eine tropische Falte auf Evchen's Stirn, die er gewöhnt war auch bei seinen heftigsten Ausbrüchen, unverweglich glatt wie von Stein zu seien.

„Warum hast Du denn eigentlich zugesagt, Papa, wenn Dir alle äußerlichen Umstände so wenig günstig erscheinen?“

„Nun, weil Ebersberg ein ganz charmanter Kerl ist, ein braver Charakter, ein tüchtiger Jurist, ein bergenguter Mensch und dabei von bester Erziehung! Ein Cavalier vom Scheitel bis zur Sohle! Und aus trefflicher Familie!“

„In welcher der Alte alles Geld durchgebracht hat,“ brummte Evchen.

„Was, Geld?“ polterte der Oberst. „Habe ich Dich dazu erzogen, den Haupiwerth auf die Geldfrage zu legen? Ein Mensch wie Ebersberg hat diese Folie der Dummen und Haulen nicht nötig. Du kannst froh sein, daß Du einen so braven Kerl kriegst. Also den nimmst Du und damit kasta! Weißt Du's jetzt?“

„Zwölf, Papa.“

„Unbedingt,“ fuhr der alte Herr fort und sprang ungeduldig von seinem Stuhl auf, „weil Du noch ein solcher Kindskopf bist, wird die Verlobung erst nach Deinem neunzehnten Geburtstage, also in drei Monaten —.“

„In vier,“ verbesserte Evchen.

„Kreuziappelot! Nach Deinem neunzehnten Geburtstage also, sag' ich, veröffentlicht!“

Evchen nickte.

„Und ich bitte mir aus, daß Du an Deiner Ausstattung selber eifrig nährst! Und daß Du fleißiger in die Küche gehst! Ich will beweisen, daß ich meine Tochter zur Häuslichkeit angenommen und nicht auf die moderne verdrehte Art erzogen habe! Auch Lectionen bei der Büglerin hast Du noch zu nehmen. Du mußt jetzt einen Herrenfragen tadellos bügeln können!“

Evchen seufzte nur ganz leise. Aber sie schwieg. Und fast ärgerlich darüber, daß ihm der Kampf mit seinem eigenen Fleisch und Blut, auf den er nach dem merkwürdigen Benehmen Eva's von neuem schier gefaßt gewesen, erwartet blieb, beendigte der Oberst diese wichtige Unterredung.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Agnes Sorma.

Eine Skizze von Max Schonau.

Siehe das Bild Seite 132.

 war im Winter des Jahres 1880. Director Conrad, der bekannte deutsch-amerikanische Bühnenleiter, war wieder einmal nach Berlin gekommen, um das Personal für sein Theater in New-York zusammenzustellen. Außer anderen Mitgliedern suchte er auch eine Naive, die natürlich möglichst talentvoll und zugleich möglichst billig sein sollte. Ein Agent hatte deshalb aus der Provinz eine junge Anfängerin kommen lassen, über die man aus Görlitz allerlei Günstiges gehört hatte. Es war ein blaßes junges Mädchen mit noch unentwickelten Formen und großen, verschüchterten Augen, die jetzt voll Zagen und Bangen auf den strengen Theater-Souverän blickten. Sie sollte ihm etwas zur Probe vorspielen, um dann unter seiner Leitung vielleicht den ersten Schritt in die Welt zu thun. Von Görlitz nach New-York! Ihr schwundete förmlich, wenn sie daran dachte. Und die kleine sprach. Ein Weilchen ging es ganz gut, dann aber überkam

loje durch vor Berlin. Sie war innerlich fest überzeugt, den Berliner Ansprüchen noch nicht gewachsen zu sein, und eines schönen Tages setzte sie sich auf die Bahn und fuhr nach der Reichshauptstadt, wo sie unter heissen Thränen ihren neuen Director bat, den schon abgeschlossenen Vertrag wieder rückgängig zu machen. Allein Director L'Arronge blieb seit; alles bitten und Weinen half ihr nichts, Agnes Sorma muhte trotz alledem nach dem gefürchteten Berlin übersiedeln.

Hier begann für sie zunächst ein wahres Martyrium, an das die Künstlerin noch heute nur mit einem geheimen Grauen zurückdenkt. Director L'Arronge hatte außer ihr nicht weniger als acht Naïve zur Auswahl, also acht Rivalinnen, die ein unverhülltes Selbstbewusstsein zeigten, und von denen sicherlich jede Einzelne überzeugt war, sie würde das kleine Mädchen aus Weimar in Grund und Boden spielen. Und dies Martyrium, dies Langen und Bangen in schwobender Pein dauerte viele sechs Wochen; dann erst, im October 1888, wurde Agnes Sorma zum ersten Male „losgelassen“. Sie debütierte als Adelheid in Adolf Wilbrandt's einfliegendem Lustspiel „Jugendliebe“ und — errang einen glänzenden Sieg! In die durchbare Aufregung des ersten Debüts mischte sich nun, als der Vorhang fiel, die grenzenlose Freude über den ehlich errungenen Erfolg, denn von allen Seiten des Hauses erdröhnte stürmischer Beifall. — Helle Thränen rollten der Künstlerin über die Wangen, und ihr Herz kloppte zum Berpringen, als sie jetzt vor den Math der Künft' trat. Der Math der Künft', wie die fünf Societaire, Adolph L'Arronge, August Förster, Friedrich Haase, Ludwig Barnay und Siegwart Friedmann, im Scherz genannt wurden, hatte ja in leichter Anspannung darüber zu entscheiden, ob der Contract endgültig perfekt werden sollte. Nach trocknete die Debütantin ihre Thränen und harrte gespannt der Complimente, die da kommen sollten. O herbe Enttäuschung! Keiner der Herren sprach auch nur eine Silbe, und erst nach langerer Pause ergriff August Förster das Wort und sagte gelassen: „Kind, Sie haben ja schrecklich große Ohren! — Na, gehen Sie nur, — ziehen Sie Sich um!“ Das war das einzige Compliment, das der Sprecher des Maths der Künft' ihr zu machen hatte! Agnes Sorma ging und zog sich um; aber besonders behaglich war ihr dabei gerade nicht zu Muth.

Anderen Tags ging sie mit ihrer Schwester schon früh auf die Straße und laufte sich selbstverständlich die Morgen-Nummern sämtlicher Zeitungen. Hastig stürzten die beiden Schwestern dann mit diesen kostbaren Beiträgen zur Zeitgeschichte in das nächste Haus, setzen sich auf eine Hintertreppe und verzählten die Recensionen, die allerdings brillant ausgefallen waren. — So begann Agnes Sorma ihre künstlerische Laufbahn in Berlin.

Wie rasch und energisch ihr reiches Talent sich dann weiter entwickelt hat, wie sie von Rolle zu Rolle freier und führner ihre Schwingen regte, wie die begabte Schauspielerin zur echten Künstlerin sich emporhob, das wissen wir alle, die wir sie unter unseren Augen wachsen und werden sahen. Dieselbe Sorma, die ursprünglich nur berufen schien, die landesüblichen Wald- und Wiesen-Badischen, wie sie in den Stücken Mojer's und Schönhans zu Dutzenden zu finden sind, mit anmutiger Drollerie zu verführen, sie spielt heute eine „Nora“, eine „Bezähmte Widerspenstige“, eine „Jüdin von Toledo“ und ein „Käthchen von Heilbronn“, dies holdste Naturkind, das je aus dem träumenden Herzen eines deutschen Dichters zu schöner Wirklichkeit emporgeblüht ist. Unser Bild zeigt die Künstlerin als Shakespeare's „Wilde Käthchen“, dessen herbe Jungfräulichkeit sich anhämmert gegen die starke Hand, mit der sein Herr und Meister es an seu Herz zwingen will, bis aus der nachlässigen Hülle das zarte Empfinden des echten Weibes sich heraushält. Die „Bezähmte Widerspenstige“ gehört zu Agnes Sorma's besten Rollen; in ihr läßt sie ihr reiches Können in den glänzendsten Lichtern spielen.

Für die idomelle Entwicklung und Vergrößerung ihres künstlerischen Wirkungskreises spricht am beredesten das Repertoire, das Agnes Sorma während ihrer Tätigkeit, erst am Deutschen Theater und in den letzten Jahren am Berliner Theater beherrschte. Sie spielte nach und nach alles. Naïve und Sentimentale, Salon-Damen und tragische Liebhaberinnen, Charakter-Rollen und derblomische Chargen, — nur den Heldenmüttern hat sie sich bis jetzt noch nicht gewachsen gezeigt. Alle Rollen dieses reichhaltigen Repertoires hier im einzelnen aufzuzählen, ist natürlich ein Ding der Unmöglichkeit; deßhalb seien des Kontrastes wegen, außer den schon erwähnten, nur noch folgende genannt: Desdemona, Susanne in Pailleron's „Welt, in der man sich langweilt“, Cordelia, Cyprienne, Frou-Frou, Vorle in „Dorf und Stadt“, die Waife von Lowood und, last not least, die Marie in L'Arronge's „Compagnon“, eine Rolle, die auch zu den Glanzleistungen der verstorbenen Ernestine Wegener gehörte. Die erste Ibsen-Rolle, die Agnes Sorma übernahm, war die der Regine in den „Geipenstern“ gelegentlich der Aufführung in der „Freien Bühne“; dann folgte die „Nora“, deren vollendete, tiefempfundene Gestaltung der Künstlerin die höchste persönliche Genugthuung gewährte.

So hat Agnes Sorma sich in zehn Jahren ernster Arbeit und unentwegten Strebens eine künstlerische Stellung erobert, die sie nicht nur zum Liebling des Berliner Publicums gemacht, sondern ihr ebenso Freunde und Verehrer erward, wohin immer ihre Gastfahrt-Ausflüge sie auch geführt haben. Außerhalb der Bühne ist Agnes Sorma, oder nach ihrer Verheirathung eigentlich Agnes von Wito Sorma, die liebenswürdigste, einfachste und bescheidenste Frau, die man sich denken kann. Ihre Muhn ist ihr nicht zu Kopf gestiegen, und verhübt sind ihr alle jene schauspielerischen Mägen und Posen, durch die so manche andere Bühnendamen auch außerhalb des Theaters allerlei Effekten zu erzielen bemüht sind. Sie ist eben Dame durch und durch, dazu eine vortreffliche Gattin und eine ausgezeichnete Mutter; und obwohl sie bereits fünfzehn Jahre der Bühne angehört, empfindet sie doch noch nicht das geringste Bedürfnis, sich jünger zu machen und sich mit geschilder Hand einige Jahren wegzuretzen. Sie hat es auch wahrhaftig nicht nötig, denn alles in allem zählt sie heute in der That erit neunundzwanzig Jahre. Frei und offen befreit die Künstlerin daher jedermann, daß sie am 17. Mai 1865 in Breslau geboren wurde, und sie ist in der Lage, dieses ihr wirtliches Alter allen zweifelhaften Rörgern durch die Vorlegung ihres Tauf- und Trauscheines dokumentarisch beweisen zu können.

Mit dem Beginne der neuen Spielzeit ist Agnes Sorma jetzt wieder zu der Stätte zurückgekehrt, auf der sie ihre ersten Berliner Erfolge errungen hat, zu dem Deutschen Theater, dessen neuer Director, Dr. Brahms, in ihr wohl die vornehmste Stütze seines künstlerischen Ensembles gewann. Dort wird sie

nun weiter schaffen und streben, und ich kann diese kleine Stütze nicht schließen, ohne eines Wortes zu gedenken, mit dem Agnes Sorma mir in einem Privatbriefe ihr persönliches Verhältniß zum Publicum und zu ihrer Kunst kurz präzisiert hat: „Ich bin stolz und glücklich“, schreibt sie, „wenn mein ernstes Streben und meine mühevolle Arbeit Würdigung finden. Die künstlerische Höhe, auf der ich heute stehe, habe ich stufenweise erklimmen; die Leiter, auf der ich emporgekommen, habe ich mir durch Arbeit, Fleiß und Pflichttreue selbst gestimmt!“

Nachdruck verboten.

Touristen-Eindrücke in Schweden.

Von Johannes Vilda.

II.

Sein schwedischen Frauen kann ich nur die schönsten Complimente machen. Ich will nicht behaupten, daß es dort lauter reizende und wohlergogene weibliche Wesen gibt, aber deren Prozentzahl ist zweifellos ein großer. Ich will auch nicht behaupten, daß die liebenswürdigen Frauen alle naiv-liebenswürdig und frei von Coquetterie sind, allein ist Coquetterie überhaupt ein Fehler! Manche Damen verneinen dies, und — ich möchte ihnen beipflichten. Vorwürfige Weise will ich hinzufügen: vom Standpunkte des Touristen aus.

Wie die Tannen gewachsene, königliche Figuren, ein üppiges Blondhaar, eine schier durchsichtig erscheinende Haut und blonde oder graue Augen von einem wunderbaren Glanz, dieser herrliche nordische Typus fällt auf, sonst unterscheidet sich die Mehrzahl der Frauen wohl kaum von den unfrigen. In demselben Verhältniß zeigen sich auch männliche Redengestalten.

An den Toiletten vermochte mein Laien-Augen nichts Ungewöhnliches zu entdecken; in Kleiderarmeln wandelten die Damen in den entlegensten Nestern des hohen Nordens ebenso gut einher, wie ihre Schwestern in Stockholm und in Deutschland. Erre ich nicht, so dürfte etwas weniger mit schöner Kleidung geprobt werden, als im südlicheren Europa; die Kreise aber, die Werth auf Toilette legen, scheinen sich aus dem II auf Chic zu verstehen. — Von den Frauen komme ich — Pardon, meine Damen, es ist nicht meine Schuld — zum zweifarbigem Tuche. Der schwedische Offizier ist im Durchschnitt Cavalier wie der unsrige; den sehr profilierten, schmuckbärtigen blonden, edelmännischen Habitus des norddeutschen Landjunkers trifft man hier zahlreich. Die knappen, meist schwarzen oder doch dunkeln, goldgestickten Uniformen sieiden vortrefflich; man ist bei ihrem Anblitte vollkommen von der Überzeugung durchdrungen, daß deren Träger im Felde und im Salon ihre Position zu halten wissen. —

Die überhand nehmende Trunksucht im Norden hat die Beeinträchtigung, ja hier und da gänzliche Einstellung des öffentlichen Spirituosen-Verkaufs veranlaßt. Die Absicht ist zu loben und vielleicht wohl auch die Wirkung. Eigentümlich läufig ist berührt es das deutsche Auge, in den Volksgärten das gesiebte Bier nur wenig oder gar nicht zu sehen, desto mehr Kaffee mit süßem Gebäck, Limonade und, namentlich in besseren Restaurants, Punschstachen, zahllose Punschstachen. Meist wird der Punsch zu oder in Kaffee oder Wasser genossen. Mir ist der erste schwedische Punsch, den ich in Kaffee genoss, so auf — sagen wir die Nerven — geschlagen, daß ich das süße Zeugs seitdem nicht wieder berührt habe. Unleugbar macht das Publicum der Wirtschaftsgärten einen jolideren, gewissermaßen feierlicheren Eindruck, als das eines Berliner „Radau-Locals“ oder eines süddeutschen „Kellers“; aber solche Biergässchen, für die wir in der Einbildung der Schweden gelten, sind wir denn doch nicht! Man traut dem Durchschnitts-Deutschen seine zehn bis zwanzig Glas Bier pro Tag zu und läßt sich schwer von dieser schmeichelhaften Überzeugung abbringen. Weibliche Bedienung ist zahlreich. Die Kellnerinnen geraten sich in der Kleidung wie Damen. Wenn sie so mit dem Hüttchen auf dem Kopf im Kaffeearten an einem vorbeischwirren, würde man sie für Ladies halten, die eigentlich mit der ganzen Sache nichts zu thun haben; nur die sofort feinwirts in den Gürtel gesteckte Serviette kündigt dem schüchternen Gaste die Erlaubniß an, sie um freundliche Unterstützung bitten zu dürfen. Daneben sieht man wohl Kellner, sämtlich in Juppe und farbigen Mützen, die den Eindruck von mehr oder minder bewußten Häuptern einer deutschen Burschenschaft erwecken.

Viele weibliche Kräfte scheinen auch auf der Post beschäftigt zu sein; ausgebretete deutsche Sprachkenntniß traf man bei ihnen nicht; in diesem Punkte waren die männlichen Collegen ihnen entschieden über.

Eins aber war mir neu und hat mir ungemeines Vergnügen bereitet: ich wurde in einem Stockholmer Barbierladen von einer angenehmen jungen Dame unter das Schermesser genommen. Sie machte mit ihren leichten, weichen Händchen ihre Sache vorzüglich. Ich tonnte aber nicht umhin, während der Procedur wohlgesäßig zu lächeln, und das ist beim Rasirwerden so eine Sache. Ein im Punkte der Treue verdächtig gewordener Verehrer der betreffenden schönen Rasir-Künstlerin möchte ich just auch nicht sein! — Die Unbefangenheit der schwedischen Sitten geht, wie man in Warmbad-Anstalten erfährt, sogar noch viel weiter; — man ist dort einfach wieder Baby und hat sich als solches dem mütterlichen Walten einer mit Schwamm und Seife hantirenden Badesfrau widerstandslos zu überantworten. —

Doch nun zu unserer Kanalsfahrt!

Es ist zur Zeit des Sonnenuntergangs, als wir, mit der Bahn von Norrköping kommend, uns der Kanal-Station Norrköping der „Östgötischen Linie“ nähern. Die rosigten Abendwölfe spiegeln sich in der raschströmenden, klaren, grünen Motala, dem Absluß des gewaltigen Wettersees.

Aus dem Uferbühl leuchten gelbe Schwertlilien, ringsumher breiten sich herrliche Laubwaldstücke und frische Wiesen; eine Villa oder ein helles Herrenhaus lugt zwischen Baumwipfeln hervor. An dem Tannenbaum weiden glatte Kinder; hier drängt sich ein schneeweißes Thier unter die dunkelgrünen Nadelzweige, dort steht eine Gruppe der Herde trintend im Wasser. Schöne Bauerngehöfte zeigen sich, deren stattliche rothe Gebäude in diesem gegneigten Landstriche zierlich gemalte, weiße Verzierungen zeigen, die an das anmutige Phantasia-Spiel ausgelegter Florentiner Fronten aus der Zeit der Renaissance-Welt erinnern.

Der Zug hält. Neugierige Kinder kommen herbeigesprungen; unter ihnen steht tieftahmend ein halbwüchsiges Mädchen mit erhöhtem Gesicht unter dem wirr gewordenen Blondhaar. „Vackra!“ rufen die Damen im Coupe entzückt, — voll Bewunderung für das schwere Kind. Die kleine ist ganz beladen mit einem riesigen Strauß eben gepflügter Kamillen, die sie mit ihren beiden braunen Armen umklammern muß, und die, oben das blaue Mieder fast verdeckend, unten tief über die buntleuchtende Schürze herabhängen. Und was für Kamillen! Sterne so groß, so groß, wie ich sie daheim noch nicht gesehen habe. Und lächelndtheilt das Mädchen den aus den Coupéfenstern gestreckten Händen bereitwillig von ihrem Überflüß mit. Man hätte ein Maler sein mögen, um dies holden Bild fest zu halten!

Die Nacht in Norrköping gestaltet sich zu einem völlig ländlichen Aufenthalt, mit stillem Abend am Fluß, mit einer Kahnfahrt in der Frühe, wobei wir das Spiel der Bachstelzen und der aus der Flut emporsteigenden Fische beobachten. Welche Erquickung nach der Hitze der Städte und dem Kohlenstaub, dem Geräusch der langen Eisenbahnfahrten!

Am nächsten Vormittag kommt der Dampfer von Stockholm, der uns weiter führen soll. Es ist ein richtiger großer See-dampfer, gefüllt von Passagieren, geschnürt mit Birkenbüscheln, denn heute ist St. Johannisstag, der ähnlich gefeiert wird, wie wir Pfingsten feiern, aber doch nur in wenigen Orten noch so, wie man es sich von dem nordischen Mittsommerfest vorstellt. — Aus der Motala kommend, durchquert man Stunde auf Stunde den Vorensee, dessen freundliche Ufer immer mehr zurücktreten, um sich endlich wieder zu schließen. Wir erreichen einen Hafen mit Badeort. Man sieht von Ferne schwimmende Leiber der Badenden, dann gewahrt man eine Art Treppe, die sich zwischen den Bäumen hoch den Berg hinaufzieht. Und in der That, es ist eine Treppe, die der Dampfer erklommen soll und deren Stufen aus Schleifen bestehen. Dieses bergauf und bergab Schleifen ist das Eigentümlichste des Wasserweges; da es aber sehr langsam vor sich geht, voltigieren wir einziges ohne weiteres über das Dampfergelände an Land, steigen die weisse, von Eberischen und blühenden Ulmen beschatteten Rosen-Terrassen seitwärts hinan und schlagen uns landein, um die für ein Dorf-Gotteshaus sehr stattliche Brete-Klosterkirche, das ehemals ein Esterreicher-Stift war, zu besuchen. Nach einer Stunde etwa sind wir wieder am Kanal, zu dessen leiser Höhe wir soeben Schornstein und Masten unseres Dampfers über das obere Schleusenthor allmälig sich erheben sehen. Aber noch ist es Zeit, bis zur nächsten Brüden-Schleuse zu pilgern, sich seitwärts ins Gras zu werfen und die Milch zu schlürfen, die von barfüßigen Landdirlen aus eisgekühlten Behältern verkauft wird. Dann sehen wir die Fahrt an Bord des Schiffes fort. Wir schauen über Seen, über eine weit gedehnte, gut bebauten Thalsentung und reizende Waldhöhen, über Dörfer und vornehme Rittergüter. Der Haud der Anmut breite sich über alles. Rechts und links vom Kanal ziehen sich förmliche Promenaden hin; zeitweilig auch tritt Aderland heran, es erheben sich Birkengruppen in Böcklin'scher Stimmung, dann wieder dichtere Gehölze und schön gepflegte Parks. Allerliebst sind oft die steinen Warterhäuschen, vor denen traulich die Familie sitzt. Hin und wieder sieht man, wie zwischen Fels und Buch ein fröhliches Picknick abgehalten wird; der Rauch der improvisirten Feuerstellen wirbelt lustig durch die Zweige; die Kaffeetafeln blitzen; erstaunlich umfangreiche Körbe mit Mundvorräthen zeigen sich; und die Menschen winken uns lachend mit den Taschentüchern. Dieses Winken sieht man hier überall, wo Züge und Schiffe fahren. Welche Liebenswürdigkeit liegt doch diejenigen Alltheilnahme zu Grunde! — Beneidenswerthe Besitzthümer sind die an den Kanal stoßenden Landfälle! Wie herrlich ist es, so fern der Stadt zu leben und doch alltäglich den Zug in die große Welt an sich vorübergleiten zu sehen! Dort auf der blattumponnenen Veranda sitzt eine Gesellschaft junger Leute. Eine schwärzhaarige junge Dame im rosa Kleide ruht, mit nachlässiger Grazie zurückgelehnt, im Korbsessel und nimmt lediglich den Strohhut von dem zierlichen Haube, um uns glückliche Reise zu wünschen. Dann wieder kommt zwischen großen Bäumen ein Pavillon-Grund. Die aristokratischen Spieler halten einen Moment im Spiel inne und wünschen mit den Schlägern; besonders eifrig beteiligt sich an dem Gründen jenes schlanke, blonde Mädchen, deren blaues Kleid sich so wirsch von dem mit Sonnen-Blättern überspannten grünen Boden abhebt. Und dahinter, im Schatten mächtiger Plataneen, sitzen die Alten, die der spielenden Jugend zuschauen. — So reiht sich ein Bild an das andere. Es sind keine Eindrücke überwältigender Großartigkeit, wie in Norwegen, die wir hier empfangen, aber solche, die man als wahrhaft liebliche bezeichnen darf.

Wieder durchfahren wir einen schönen großen See, den Vorensee, dessen Ufer einen bergartigen Charakter annehmen, und dann kommen wir zu den herrlich gelegenen Schleusen von Borenshult. Von allen Seiten strömen Menschen herbei, die Freunde in Empfang nehmen wollen, oder auch nur, um den allmälig die fünf Stadtwerte ansteigenden Dampfer zu begleiten. Es ist immer und immer wieder reizvoll zu beobachten, wie sich die Schleusentür hinter der Kammer schließt, die von dem Schiffe ganz ausgefüllt wird; wie der Dampfer mehr und mehr sich oben zu den Steinrändern der Schleusenwandt hebt, auf denen die Zuschauer stehen, von wo sie auf das mit Menschen und Gepäck beladenen Verdeck herunterblicken, während wir, zu ihnen hinaufsliegend, endlich den grünen Boden wieder sehen und nun von Bord auf die hinabsehen, die uns eben überhäuteten, bis in dem folgenden Bassin, da die Leute am Ufer mittlerweile die nächste Terrasse eristung haben, das Spiel sich wiederholt. Ein Unterhalten und Lachen geht dabei nach oben und nach unten; Hunde bellern; Befehle erlösen; und das Wasser rauscht unaufhörlich zwischen den hohen Steinerwänden. Von oben blitzen wir nun zurück, jäh abwärts über die mit Baumwipfeln gesäumte Wasserstreppe, die wir passirten, und über den weiten Vorensee tiefer unter unserm Kiel. In unveränderter Schönheit der Scenerie geht es dann bis Motala, wo uns in städtischem Gepräge eine große Menge am Hafen-Uai umdrängt.

Es ist Abend, als wir in den Staren Wettersee einlaufen, der diesen Namen erhielt, weil er etwas nervöser Natur ist. Leider bleibt die Nacht nicht hell, und wir sehen außer dem mächtigen, von Wasser umrandeten, alten Schloß von Vadstena nichts mehr. Ein dichter Nebel hat sich über das Südwasser-Meer geslagen; wir empfangen vollständig den Eindruck, als ob wir uns auf hoher See befänden. Was kann man da

anders thun, als sich in seine Cabine begeben und unter dem Stampfen der Maschine bis zum Morgen schlummern?

Das war das Stück Kanal-Tour, das ich zurstiege, an dessen Beschreibung ich noch eine kurze Skizze über einen Aufenthalt in Jönköping schließen möchte.

Die etwa 20,000 Einwohner zählende, industrielle Stadt liegt hart am Wettersee in einem breiten Thal. Die Berge sind leidlich hoch und bewaldet; allein mir erschien die Stadt selbst zu wenig anziehend, als daß ich das allerdings hübsche Panorama geradezu als malerisch bezeichnen möchte. Ich fuhr mit den Bahn nach einem Berge der Umgegend, von dem man den besten Überblick über den Wettersee haben sollte. Es war auch schön, da oben umher zu flattern zwischen Wald, Heide und Felsen, wo in üppigster Fülle wilde Rosen blühten und Erdbeeren in der Reife standen; allein der Himmel ward trüber und trüber, es gab einen ausgeprochenen Regentag. Zugem war es Sonntag. Die zahlreichen Ausflügler retteten sich unter die Bäume und stärkten sich durch ihre Kiesenporträts. Ich armer Fremdling aber irrte suchend nach einem gastlichen Obdach umher. Endlich fand ich das einzige, nicht einmal durch ein Schild kenntlich gemachte, sogenannte Hotel des gar nicht so unbedeutenden Ortes, der sogar läblicher Weise ein Volks-Badehaus besitzt. Gäste gab es (mit Ausnahme von Fliegen) trotz der Besucherzahlen nicht, auch keinen Tropfen Spirituosen, an deren Stelle eine nicht sehr verlockende Limonade geboten wurde. Dem Magen ward auch nicht sein Recht, und so war ich froh, daß ich in Jönköping in dem räumlich wie ein Schloß so stattlichem ersten Hotel noch ein Mittagsessen erhielt. Aber als es verzehrt war und ich auch noch Kaffee wünschte, erklärte der Kellner fast lächelnd: "Den giebt's jetzt nicht mehr!"

"Naun, warum denn nicht?"

"Ja, es ist vier Uhr, und von vier bis sieben wird hier alles geschlossen."

Sprach's, kleidete sich als Gentleman um und machte sich daran, die Localitäten abzuschließen.

Draußen regnete es in Strömen.

Ich interpellirte die Hotel-Verwaltung, ob man denn in Jönköping in solchem Wetter sozusagen auf die Straße gesetzt würde, wenn man nicht das Glück habe, ein Einwohner dieser guten Stadt zu sein. Jawohl, hieß es, ich müsse hinaus; es werde in der That alles geschlossen.

Nun hätte ich mir vielleicht ein Zimmer mieten können, allein das war mir zu langweilig. Ich entfernte mich mit Grimm im Herzen und fand wenigstens im Wartesaal des Bahnhofs Einlaß, aber Kaffee bekam ich auch hier nicht, trotzdem aus dem Familienzimmer daneben ein lieblicher Rocca-Duft hervordrang. Wenn ich recht verstand, ist es eine Gesellschaft sitzstrenger Herren gewesen, die diesen für Einheimische gewiß segensreichen, für den Fremdling aber recht fatalen Atlas durchgebracht hat. Ich versuchte mein Heil dann noch in einem anderen Hotel, fand es aber ebenfalls einsatz zugesperrt; schließlich gelang es mir, in einem Pavillon in den Anlagen eine Stätte zu finden, wo ich wenigstens eins erlangte: Limonade! — Später begegnete mir eine Anzahl stark schwankender Männer; wieviel Limonade mußten diese Unglüdlichen getrunken haben, um so unsicher in ihrem Auftreten zu werden! — In den recht hübschen Anlagen waren beinahe so viel Bänke als Bäume vorhanden. Himmel, so viel Bänke hatte ich noch nie auf einem einzigen Feld zusammen gesehen! Es machte den Eindruck, als habe die Vorziehung einmal so recht in's volle Bankleben hineingegangen und davon einen verschwenderischen Reichthum über die Anlagen zu Jönköping gestreut; allein trotz dieser Generosität gehört die berühmte Streichholz-Stadt zu denjenigen Punkten der Schöpfung, die mich an der Güte und Gerechtigkeit des Himmels am meisten irre werden ließen.

Nachdruck verboten.

Gestickte Wandgemälde von Henriette Maniewic.

Die Künstlerin eigener Art hat es gegenwärtig verstanden, von neuem einen wahren Sturm von Enthusiasmus für ihre Schöpfungen hervorzurufen, die originell und reizvoll genug aus der Schablone heraustraten, und in verblüffender Großartigkeit doch echt weiblich in Idee und Ausführung erscheinen. Es sind dies die gemalten und gestickten Wandverkleidungen, die berühmten Panneaux von Frau Henriette Maniewic, die zuerst in Paris, London und Berlin, dann, durch zwei Hauptstädte vermehrt, mit ungemeinem Beifall in Wien ausgestellt wurden und hierauf in Petersburg und Amsterdam vor das Publicum kamen. Natürlich ist die Arbeit an und für sich schon seit alten Zeiten gemacht worden, insbesondere China und Japan lehrten uns diese decorative Stilweise, an der die nach dem Hintergrunde zu verschwindenden Partien nur durch den Pinsel angekettet waren; und auch an Arbeiten aus der Rococo-Zeit finden wir Imitationen jener Technik, ganz abgesehen von der schon im Mittelalter geübten Heiligenbilder-Stickerei, wobei Luit und Gesichter gleichfalls häufig gemalt wurden. Zur Zeit des argen Geschmackversalles im Punkt weiblicher Arbeiten, wie ihn die beiden ersten Drittel unseres Jahrhunderts zeigen, waren derartige Darstellungen, auf den Gipelpunkt der Häßlichkeit getrieben, ebenfalls von Zeit zu Zeit im Schwunge: Petit point- und Kreuzstich-Stickerei in figuralen Darstellungen, an denen die Gesichter, auf applicirte Seidenstückchen gemalt, aus dem übrigen förmlich herausfallen schienen. Als dann die Romantik das Schlagerwort der Zeit geworden war, wurde es plötzlich Mode, vermittelst Handarbeit Classiker-Illustrationen herzustellen; insbesondere war es Lord Byron, den man in dieser fragwürdig schönen Weise in Darstellungen aus seinen Werken feierte. Der ganze landschaftliche Hintergrund ward dabei gemalt, Platt- und Stielstil markierten einzelne Wellen, Grashalme, Baumblätter u. s. w., nach dem Hintergrund zu, während an den handelnden Persönlichkeiten zu gemalten Gesichtern und Händen die Gewandung idiosynthetischer Weise im petit point über Canavas-Unterlage hergestellt wurde. Auch diese Handarbeiten dienten nur als Wandverzierung.

Im letzten Jahrzehnte hatte insbesondere Fräulein Marie Kirchner die Vereinigung von Malerei und Stickarbeit in der englisch-japanischen Art auf die Höhe moderner Kun-

Industrie gehoben und dem allgemeinen Verständnisse zugänglich gemacht. Diese Anregung fiel auf gar fruchtbaren Boden: Frau Maniewic, eine wohlstarzte Dame, begann als begabte Dilettantin derlei nachzubilden, ohne jemals Malerin oder Stickerin von Fach gewesen zu sein; während einer jahrelangen Krankheit versuchte sie dann, die ihr täglich von Freunden gebrachten Blumen nach der Natur auf schimmernden Atlas zu studieren und zu gruppieren, und allmälig reichte sich Gedanke an Gedanke. Wir empfinden es auch ihren Werken gegenüber — und das eben macht deren padigen Reiz aus —, daß wir es da mit der vollkommen originalen Neuerung einer urkraftigen, aus sich selbst herangewachsenen Begabung zu thun haben, deren stufenweise Entwicklung sich an den Arbeiten genau verfolgen läßt. Während des Schaffens selbst erst hat sich die Künstlerin in das ernste Studium hinein vertieft, als dessen reisige Früchte man die herrlichen zwei letzten Werke betrachten darf, die im Frühjahr dem Wiener Publicum zugänglich waren, das nicht müde ward, herbeizustromen und das Genie der Künstlerin anzutauen. Täglich gingen dieser die bedeutendsten Anerbietungen zu, trotzdem sie bekannt gegeben, daß die Panneaux nicht verkauflich seien; endlich bot man fast unglaublich hohe Summen. Aber auch dafür waren der Künstlerin ihre Werke nicht fehl. — Was nun die Arbeiten und deren Technik selbst betrifft, so sind sie ein im größten Stil gehaltenes Ausbildung der leidlichen Stilweise mit untermalten Flächen und düstig gemalten Fernen, Luft, Architektur und dergleichen auf weitem Atlasgrunde. Von dieser Grundlage ausgehend, bildete sich dann ein Zug ins Große, die Verwendung verblüffender landschaftlicher und architektonischer Motive als Untergrund einer reizvollen Pflanzen- und Thierwelt, in enormen Dimensionen gehalten. Die einzelnen Wandfüllungen sind mehrere Meter breit und entsprechend überhöht. Mit langen, losen Stichen sind die kräftig wirkenden Licht- und Schattensstellen eingesetzt, Flächen gefüllt und Reliefs angebracht. Das Material ist in kühnster Weise gewählt: glatte, gedrehte, offene Seide, Chenille in allen Farben, wo es noth thut, auch matte Wolle oder Garn; die kräftige Arcosse-Chenille und Metallfaden jeder Art wechseln in ihrer Anwendung, die keine Regel kennt, außer die der malerischen Wirkung. Ja, in einer Alhambra-Architektur sind im Vordergrunde fühlbar die Goldschmiede und Passamente-Köpfe verwendet, für die schaumgekrönten Wogen einer „Meeresbrandung“ fingerhoch aufsteigende, aufgerautete weiße Seide; ein Feinschliff, an dem das rothbefleckte Boot strandet, trägt reliefartig herabhängendes Chenille-Moos. Bewundernswürdig sind die Arbeiten ferner durch die Art der Herstellung. Es erscheint unbegreiflich, auf einer so großen Fläche Farbtöne und Materialien zu derartiger Wirkung vereinigen zu können, während doch immer nur ein kleiner Streifen der Arbeit im Rahmen zu übersehen ist. Ein Beifel sind dann eben die meisterhaft gemalten kleinen Entwürfe, an denen der Pinsel in Wasserfarben jeden Stich vorgibt.

Als Grundstoff zeigt sich überall weißer Atlas, weil dieser die meiste Leuchtkraft besitzt. Die Malerei ist im Aquarell-Lasuren oder kräftiger Gouache, auf den neuesten Arbeiten in den sogenannten Pereira-Farben, einer Art Tempera gehalten; insbesondere sind die größeren Hintergrundsfächen und Pflanztheile mit warmen, durchsichtigen Schattenlöchern untermauert, von denen sich dann die volle Wirkung der dichten Stickerei um so plastischer abhebt. Kurzum, es gesellt sich zum künstlerischen Können ein derartig decoratives Raffinement, daß mit Recht gesagt wurde: nur unserer Zeit habe ein solches Product entwachsen können! — Vor allem springt dabei ein Einschlag in die Augen: Hans Makart ist der Jugendfreund und berathende Lehrer der Künstlerin gewesen, ohne daß sie eine einzige eigentliche Unterrichtsstunde von ihm erhalten hätte. In seinem Atelier, an seiner Art und Weise, hat Frau Maniewic lernen und gruppieren gelernt; es ist Geist von seinem Geiste, der da fortlebt. Waren diese Stickarbeiten nicht so einzig schön, so müßte man fast bedauern, daß dadurch ein großes malerisches Genie sich von seiner vollen Verhüttung in anderer Richtung abhalten läßt.

Natalie Brud-Auffenberg.

Nachdruck verboten.

Holländisches Idyll.

Zu dem Bilde von Josef Israels. — Siehe Seite 129.

Warum soll es am Schweinetobel nicht auch idyllisch sein können? Es kommt eben ganz auf die Geschmacksrichtung und die jeweiligen Umstände an. Behagliche Sonne, ein charakteristischer, ansangs etwas bellemmender Geruch, eine trümmerische Stille, die nur hin und wieder durch ein Grunzen der Zufriedenheit unterbrochen wird, das sind wahrhaftig genug Ingredienzen, um uns in jene Stimmung zu versetzen, die wir nur „procul negotiis“, fern den Geschäftshäusern, finden, und die wir idyllisch nennen. Wie viel idyllischer muß es unter diesen Verhältnissen aber den beiden kleinen holländischen Mädchen auf Josef Israels niedlichem Bilde zu Muthe sein, denen der besagte Geruch von Anfang an etiel liebliches Parfum ist, und die der angenehmen Aussicht ledern, den Gegenstand ihrer Zuneigung dermaleinst mit Appetit verzehren zu dürfen. Doch glücklicher noch als sie muß sich dieses Schwein selbst fühlen, das überhaupt keine aufregenden Gedanken an irgend welche Zukunft kennt, sondern sich ganz und voll dem Augenblick überläßt! In ihm ist das Gefühl des Idyllischen bis zum Idealen verklärt. — Wahrhaftig, man möchte am liebsten selber gleich ein... Nein! Das hieße denn doch zu sehr mit unserer Menschenwürde brechen.... So ein Vorhängeschloß möchten wir trotz aller seiner beseidenswerten inneren Ausgeglichenheit doch lieber nicht werden! Wir wollen uns an dem erquickenden Gefühl des Idyllischen, das es in uns erwacht, genügen lassen und im übrigen wie jene Kinder in dem Gedanken schwelgen, daß die Zukunft für uns vermutlich noch so manche prächtige Wurz, so manchen wundervollen Schuh in ihrem Schoße birgt, die auch unser Leben zu einem schönen und begehrnswerten machen! A. H.

Nachdruck verboten.

Sommer-Colonien an der Oberspree.

Zu dem Bilde von Paul Colanus. — Siehe Seite 133.

Eine Entdeckungsreise durch Berlin und Umgegend wirdt manches ungeahnt Originelle zu Tage; wer in dieser Beziehung noch unerfahren ist, dem sei angeraten, einmal nach Stralau-Rummelsburg hinaus zu fahren. Schon die alten, schattigen Wirtschaftsgärtner dort, die hauptsächlich von der kleinbürgerlichen Gesellschaft des Ostens besucht

werden, sind nicht übel. Man sieht da, trifft sein Weißbier Gläschen aus, sieht die Schiffe den Strom hinunter gleiten und freut sich über die gesegneten Friedenszeiten, ganz wie die Spießbürger im Hauf. Und wer sich obendrein halb in Weißbier tönen läßt, erweist sich eine Wohlbthat, die er nicht zu bereuen haben wird. Was uns in den Gärten aber besonders anspricht, das sind Reihen von Lauben oder Buden, die sich traulich und anpruchlos neben einander erheben. Der Ausdruck Kinde entbietet aber eine Beleidigung. Nein, es sind richtige Wohnhäuser! Buden von achtbaren, nicht übermäßig mit Glashäusern gesetzten Staatsbürgern. Je nach dem Geldbeutel, Charakter, nach der Phantasie und dem Kinderreichthum der Bewohner sind diese Holzhäuser nun sehr verschieden mit Dachspalte benetzt, gestrichen, geheert und andemblättert. An einzelnen von der Natur besonders bevorzugten Punkten sehen wir förmliche Dörfer. Da gibt es wunderolle grüne und blonde Anzüge, Blumenbretter und tierlich gesetzte Gärten, in denen es das ganze Jahr, vom Frühling bis zur Sonnenblume, blüht. Drinnen ist alles vorhanden, was der Mensch zur Villenatatur braucht: Betten, Petrolenlampen, Sophas, Tische, Bilder, ja sogar das verehrliche Piano fehlt zuweisen nicht. Man kann sämmtliche Wirtschafts-Bedürfnisse herausgebracht erhalten, inclusive „den Petroleum“. Da haust nun die ganze Familie des Sommer hindurch in Regen und Sonnenchein. Wenn Vater nicht Rentier ist, was er beseidenswert oft zu sein pflegt, kommt er abends, jedermanns aber am Sonnabend, mit der Stadtbahn hinaus. So thun wir wie eine Badereise ist diese Villenatatur nicht; die Pacht an den Grundbesitz ist bestimmt, etwa 30—30 Mark die Hütte für das ganze Jahr. Aber schon um Neujahr herum muß man sich um eine solche bemühen, später ist alles, was nicht ohnehin seit Jahren in seinen Händen ist, vergeben. Einzelne Stammgäste sind sogar Eigentümer ihres Sommer-Tempelchens und schwelen darin in den ausschweifendsten Verschönerungs-Bestrebungen. Doch halt, etwas Werkwidriges haben wir noch vergessen: schornsteinartige Auswüchse, die die Dächer überragen. Zu diesen stehen Vaters Angelstühle, denn Vater ist, wie die meisten Colonisten, ein bedeutender Sportfreund und heißt vielleicht den Ehrgeiz „Admiral“ des Angler-Vereins „Zander“ zu werden. Hinter jene Schachte, so dienen lange Röhren neben den Lauben zur Aufbewahrung der Fischerei-Gerätschaften. Wenn nun Vater der erwähnte Rentier ist, oder sonst sich zusammenhängender Herren erfreut, so arbeitet er den ganzen geschlagenen Tag mit den geliebten Angeln. Abends wird dann bei Mondchein ein romantischer Stai geklopft und bei groben oder kleinen „Weinen“ Angler-Latein erzählt, während die Kinder zu Lande und zu Wasser mehr oder minder verbötenen Unfug treiben und die Damen sich über ihre Privat-Affären und alles, was der „Local-Anzeiger“ brachte, oder hätte bringen sollen, angenehm unterhalten. Daß sich nebenher unter der reiferen Jugend auch so mancher kleine Berliner Roman abspielt, wer darf sich darüber bei einem Schauplatz mit Wasser, Kahn und Mondenschein, mit offenherzigen Holzhäusern und warmherzigen Menschenkindern wundern? — „Aber, wie sollte der Mädelchen denn einen, der doch heirathet, kennen lernen, wenn sie mit niemand jehen thäte?“ sagt Mutter, die die Geschichte aus ihrer Jugend kennt. Ja, Mutter hat Recht! So ein Berliner Mädelchen ist nicht auf den Kopf gefallen, die weiß schon, was sie will; und wenn Mutter ein Auge zublättert, als der hübsche Maler unterwegs' gar zu lange bei „Bertha'n“ Station macht, so brandt man um Bertha's Schickhal, kleine Bange zu haben. Bertha steuert selbst ihren überlegenen Kurs, und nachdem der Maler sich endlich verabschiedet hat, schalt es ihm neckisch und siegreich in Silberbüchsen nach:

Fischerin, du kleine, fahre nicht alleine,

Jahre nicht in Sturm und Braus auf das hohe Meer hinaus!

Dieses Lied hat Ludolf Waldbauer eigens für Fräulein Bertha gedichtet und komponirt, und darum ist es ihr Lieblingslied geworden.

L. B.

Reisehors=Post.

fragen.

Selbständigkeit der Frauen. — Warum verhalten sich die meisten Regierungen und Behörden den Selbständigkeit-Bestrebungen der Frauen gegenüber so ablehnend?

Gruß Dr. H. T.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Ballei (128). — Das Wort Ballei kommt vom mittellateinischen ballivus. Die Ordensritter nannten so die einzelnen Provinzen ihres Gebietes; bei den Johannitern waren die Besitzungen in Priorate und diese in Balleien eingeteilt. Der Ausdruck bezeichnet noch heute ein gewisses Verwaltungsbüro der Herren, welche die Geschäfte des Johanniterordens leiten.

R. A. Böhmen. — Sie haben weiter nichts zu thun, als daß zu prüfende Manuskript, mit genauer Angabe Ihrer Adresse, einer Ihnen geeigneter Schein Redaktion Franco zuzuwenden. Legen Sie eine Arbeit unaufgefordert zur Prüfung vor, steht das Atelico für Berlin und Rücksendung natürlich bei Ihnen. Bei bekannten Redaktionen brauchen Sie nicht ängstlich zu sein. Einige verlangen aber Porto für Rücksendung; die Illustrirte Frauen-Zeitung gehört nicht zu diesen. — Wegen des Urheberschutzrechts wenden Sie sich an den Verleger des betreffenden Autors.

Noch Warthauer. — War schon erledigt. Nachträglich besten Dank!

Gyulma M. Budapest. — Wir nennen Ihnen das Antiquariat von H. Le Soudier, Paris, 174 et 176 Boulevard Saint-Germain. — Hätten wir Ihre Adresse gewußt, würden wir Sie schon längst mit Vergnügen direkt benachrichtigt haben.

Eine Deutsche. — 1. Die Wahrnehmung der Geschäfte für die britische Abteilung der Welt-Ausstellung in Chicago war Sir Henry Traeman Wood übertragen, der gegenwärtig unter der Adresse: „Society of Arts, John Street Adolph, London W. C.“ zu erreichen ist. — 2. Darüber müßten Sie sich selbst mit der Dame ins Einverständnen setzen.

Kornblume. — Für jemand, der kaum mehr als Volksschulbildung besitzt, ist es sehr schwer, sich im Deutschen und Französischen ohne Lehrer fortzubilden. Bis zu einem gewissen Grade kann man dies durch einfache Lectire guter Schriftsteller und ausdauerndes Studium der Grammatik erreichen (im Französischen nach Ollendorf's System); für das Schriftliche und den eigentlichen Sprachgebrauch bleibt aber der corrigeende Lehrer ziemlich unerlässlich. Energie und Begabung müssen eben das Beste in Ihrem Hause thun.